ZUR KRITIK DER ZEIT

VON

WALTHER RATHENAU

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

S&F

H
R2348z

Strakord
1922

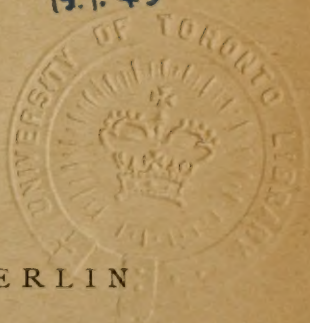
ZUR KRITIK DER ZEIT

VON

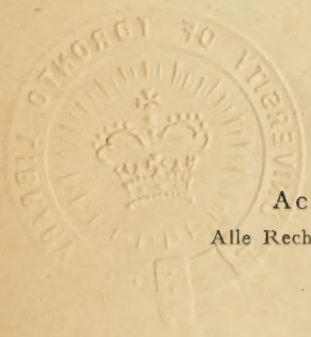
WALTHER RATHENAU

484133
19.1.49

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY



1 9 2 2
S. FISCHER · VERLAG · BERLIN



Achtzehnte bis zwanzigste Auflage

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Copyright by S. Fischer, Verlag, Berlin

AN GERHART HAUPTMANN

Deinen Namen schreibe ich auf die erste Seite dieses Buches. Du weißt, ich habe gezögert, es zu veröffentlichen, weil zweierlei mir fehlt: die Ausführlichkeit, die der Leser von Betrachtungen verlangt, und die Überredungskunst des dialektischen Beweises, die ich nicht respektiere. Ich glaube, daß jeder klare Gedanke den Stempel der Wahrheit oder des Irrtums auf der Stirn trägt. Dir, Gerhart, habe ich stets geglaubt, ohne Beweis und ohne Umschweif. Nimm dies Buch als Zeichen der Dankbarkeit, die ich als Deutscher dem Dichter unseres Zeitalters schulde, und als Gabe herzlicher Freundschaft.

INHALT

ZUR KRITIK DER ZEIT

Das Problem 13
Versuchte Lösungen 21
Geschichtete Völker 25
Die Aufzehrung der Oberschicht 32
Die Mechanisierung der Welt. I
Aufgabe, Begriff und Mittel 45
Die Mechanisierung der Welt. II
Mechanisierung der Produktion 57
Die Mechanisierung der Welt. III
Mechanisierung und Organisation . . . 65
Die Mechanisierung der Welt. IV
Mechanisierung und Gesellschaft 75
Die Mechanisierung der Welt. V
Mechanisierung und Leben 86
Der Mensch im Zeitalter der Mechanisierung und Entgermanisierung 95

ANHANG. Zeitfragen und Antworten

Massengüterbahnen 161
Bemerkungen über Englands gegenwärtige Situation 177
Politik, Humor und Abrüstung 195
Geschäftlicher Nachwuchs 206
Staat und Judentum 219
Promemoria betreffend die Begründung einer Königlich Preußischen Gesellschaft 244
Physiologisches Theorem 256

ZUR KRITIK DER ZEIT

Durch die Mitte des vergangenen Jahrhunderts geht ein Schnitt. Jenseits liegt alte Zeit, altmodische Kultur, geschichtliche Vergangenheit, diesseits sind unsere Väter und wir, Neuzeit, Gegenwart. Das ist nicht etwa eine optische Täuschung des rückwärts gewandten Blickes, nicht eine Erscheinung, die jeder sich besinnenden Generation begegnet: denn wir können die Zeitpunkte bestimmen, wo das neue Wesen sich vom alten sondert. Freilich nicht auf ein Jahr oder ein Jahrzehnt genau; denn wie sollte eine Kulturgrenze sich als scharfkantige Bruchfläche darstellen? Vielmehr weist sie, aus geringer Entfernung betrachtet, ein System von Splitterungen auf, die jede einzelne Faser des Gesamtlebens je an anderer Stelle treffen. So können wir sagen, wann man begonnen hat, ein neues Deutsch, Zeitungsdeutsch, Abhandlungsdeutsch, Geschäftsdeutsch zu reden und zu schreiben, wann die humanistische Bildung von der historisch-pragmatischen abgelöst wurde, wann die geschäftliche Staatenpolitik begann, wann die Weltstadtphänomene sich erhoben, wann die konkreten Ideale dem Sehnen unserer Zeit gewichen sind.

Vollends erkennen wir diesseits der Epochengrenze, etwa seit Beginn der fünfziger Jahre, die nicht mehr unterbrochene Gleichförmigkeit eines Zeitalters, das bis zu diesem Augenblick nur quantitative Steigerungen und technische Verschiebungen erlebt hat. Vor allem aber sind alle diesseitigen Menschen uns als Zeitgenossen ohne Er-

läuterung verständlich, indem wir ihre Sprache, Lebensauffassung, Wünsche und Denkweise bis in die jüngste Generation unserer Stadtbürger hinein erhalten und wiederholt finden. Unstet und gesellig, sprunghaft, gedankenbegierig und sehnsüchtig, interessiert, kritisch, strebend und hastend ist die Stimmung nun schon des dritten Geschlechtes westlicher Menschen.

Jenseits des Zeitalters jedoch, bis in die Anfänge des abgelaufenen Jahrhunderts, erblicken wir die Ausläufer des älteren Geschlechtes: seßhafte Menschen, die auf Ererbtem beruhen, von handgefertigten Werken umgeben, im Wechselkreis der Tradition ihr Leben erfüllend. Wollte man meinen, der Gegensatz sei durch den Abstand vergrößert, so genügt es, das flache Land oder die Städte an der nördlichen und südlichen Grenze unseres Sprachgebiets aufzusuchen um wahrzunehmen, daß trotz Zeitung, Eisenbahn, Industrie und Politik ein altes, dem Großstädter unendlich fernes Deutschland dort sich erhält und verteidigt. So wird man in den alten Ortschaften Holsteins oder der Nordschweiz den Unterschied der Stände, die Gegensätze der Berufe, in Sprache, Gebaren und Gesichtszügen ausgeprägt finden; Beschaulichkeit der Denkweise, Handlichkeit des Ausdruckes, Festigkeit der Überlieferung nicht vermissen. Wie denn überhaupt in wundervollem Erhaltungstriebe die Erde abseitig und oft in Schluptwinkeln alles scheinbar Vergangene, selbst das Entfernteste, uns aufbewahrt hat, so daß alle zentrische Bildung von heute zur peripherischen von morgen wird, und jeder

Schritt abseits vom Wege auch einen Schritt abseits von der Zeit bedeutet.

Betrachtet man aber die zentrischen Gebilde unserer Zeit, so ist es zum zweiten Male merkwürdig und fast erschreckend zu bemerken, wie sehr diese Wesen trotz aller Verschiedenheit des Himmelsstrichs, der Herkunft und Vergangenheit, einander gleichen.

In ihrer Struktur und Mechanik sind alle größeren Städte der weißen Welt identisch. Im Mittelpunkt eines Spinnwebes von Schienen gelagert, schießen sie ihre versteinernden Straßenfäden über das Land. Sichtbare und unsichtbare Netze rollenden Verkehres durchziehen und unterwühlen die Schluchten und pumpen zweimal täglich Menschenkörper von den Gliedern zum Herzen. Ein zweites, drittes, viertes Netz verteilt Feuchtigkeit, Wärme und Kraft, ein elektrisches Nervensystem trägt die Schwingungen des Geistes. Nahrungs- und Reizstoffe gleiten auf Schienen und Wasserflächen herbei, verbrauchte Materie entströmt durch Kanäle. So ist denn das steinerne Bild, auch im Schnitt betrachtet, allenthalben das gleiche: Wabenzellen, mit subtilen Substanzen, Papier, Holz, Leder, Geweben, staffiert, ordnen sich reihenweise; nach außen gestützt durch Eisen, Stein, Glas und Zement. Ein wenig höher oder ein wenig flacher getürmt, die Öffnungen etwas dichter oder etwas weiter gestellt, durch senkrechte oder wagerechte Ritzungen und Schnörkel gegliedert, zeigen die Straßenwände in allen Ländern den gleichen Ausdruck. Nur im alten Inneren der Städte, wo in Kirchen und Staatshäusern jahr-

hundertelang Seele und Geist der Gemeinschaft wohnten, erhalten sich noch Reste physiognomischer Sonderheiten als fast erstorbene Kuriositäten, während im Umkreis, gleichviel ob in der Richtung der Werkstätten, der Wohnstätten oder der Ruhestätten das internationale Weltlager sich ausdehnt.

Nicht mindere Einförmigkeit begegnet im Geistigen. Im täglichen und nächtlichen Spiel werfen die Städte der Welt einander ihre Bälle zu: ihre Launen, Moden, Leidenschaften, Lieblinge, ihre Vergnügungen, Freuden und Künste, ihre Wissenschaften und Werke tauschen sie aus und finden am Wechsel Gefallen. Das gleiche Theaterstück wird in Berlin und Paris gespielt, die gleiche Ladenauslage prangt in London und New York, das gleiche wissenschaftliche Problem hält sie in Atem, der gleiche Skandal macht sie lachen, die gleiche Küche ernährt sie, der gleiche Komfort umgibt sie. Nie waren im Mittelalter zwei benachbarte Städte eines Landes: Nürnberg und Köln, Genua und Venedig, einander im wesentlichen so ähnlich, wie heute London und Paris, New York und Berlin.

So kommt es, daß die städtischen Zeitgenossen dieses Kulturkreises in unerhörter Weise sich verstehen, ja zuletzt gar einander gleichen; so daß mancher Reisende, der in einem Nachtschlaf Berlin mit Paris vertauscht, sich eigentlich nur darüber wundert, daß er beim Aussteigen andere Sprachlaute vernimmt als beim Abschied.

Wer dürfte aber leugnen, daß die Städte sich des wirkenden Geistes unserer Zeit bemächtigt

haben? Wenn auch nicht das Treiben der Straße und des Marktes das Wesen der Länder verkörpert, so ist doch das wirkende und das sichtbare Leben zuletzt eines; was in der Seele keimt, das spiegelt sich im Auge, und was im Auge leuchtet, das zuckt in den Händen.

Die Betrachtung aber bestätigt: in verschiedenen Zungen sprechen die Gedanken aller Länder die gleiche Sprache. Hier gibt es kein Land mehr des vorwiegend imperialen Denkens, keines mehr des künstlerischen oder religiösen oder merkantilen Geistes. Rom, Athen, Jerusalem und Karthago sind verschmolzen, alle denken und trachten Alles, und alle das Gleiche in gleicher Weise.

So haben wir zeitlichen Stillstand und örtliche Einform als Wesen dieser bewegtesten und mannigfaltigsten aller Zeiten, die sich stündlich mit Neuigkeiten sättigt und keinen Gedanken so feierlich betont wie den der lokalen, nationalen und persönlichen Individualität.

Und nun den Blick in die früheren Jahrhunderte unserer Zeitrechnung zurückgewendet! Lassen wir die Wandlungen des technischen Habitus unbeachtet; halten wir uns an menschliche, physische, ethische, transzendente Qualitäten: und wir müssen eingestehen, daß eine ähnliche Wandlung des Leibes und der Seele bei konstantem Volkskörper in aller bekannten Geschichtsentwicklung uns nicht begegnet. Wir kennen Völker mit tausendjähriger Geschichte; wir ahnen, daß Ägypten, Persien, Rom und China gewaltige Wandlungen der Menschen und ihrer Sitten zwischen Anfang und Ende ihres Völkerlaufes erblickt haben. Aber Wand-

lungen germanischer Krieger in deutsche Gelehrte, preußische Beamte, berliner Hausbesitzer, sächsische Industriearbeiter, Wandlungen franko-gallischer Abenteurer in französische Bourgeois, pariser Journalisten und Coulissiers — Wandlungen des Blutes und Geistes von solch erstaunlicher Verwegenheit kennen die uns erschlossenen Historien nicht.

Immer wieder fühlt man sich versucht, die taziteischen Schilderungen als Fabeleien eines nordlandsüchtigen Italieners zu verwerfen; allein die Geschichte des Mittelalters und die Werke dieser großen Zeit lassen uns Menschen empfinden, die der römischen Zeichnung gleichen. Vor den deutschen Domen und ihren Steinbildern, aus den Gesängen Walters, Gottfrieds und Wolframs blickt uns die Gewißheit entgegen, daß Völker dieses Schlages gelebt haben: Menschen von demutsvollem Stolz, von kluger Treue, von furchtlosem Glauben, von kraftvoller Zartheit.

Suchen wir nach den Gestalten dieser Menschen, so brauchen wir nur unsere Museen zu betreten: das ganze Mittelalter hindurch, teilweise bis in die ersten Jahrhunderte der neueren Zeit, zeigen die Bilder von Menschen und Gottheiten das deutsche Antlitz. Bis tief nach Italien und Spanien hinein, wo heute kein Tropfen dieses Blutes mehr sichtbar ist, tragen die Idealgestalten die gleichen Züge. Wo dunklere Gestalten erscheinen, dienen sie zur Kennzeichnung der Niedriggeborenen, der Fremden und Bösen. Selbst die Bildnisdarstellungen der beginnenden Neuzeit zeigen in Deutschland, den Niederlanden, Frankreich überwiegend, in Italien häufig, die Gestalten,

die bei uns so selten geworden sind. Man möchte sagen, daß das moderne Porträt vom alten mehr durch den Unterschied der Dargestellten als durch Verschiedenheit der Gewandung und der Malweise sich unterscheidet.

In den Straßen der Großstädte treffen wir die Menschen dieser Bildnisse sehr selten. Es könnte jemand tagelang Unter den Linden auf und ab spazieren, ohne auch nur einen einzigen Menschen vom alten Schlage zu erblicken: und träfe er ihn, so würde in den meisten Fällen eine kurze Unterhaltung offenbaren, daß die Seele eines Hohenstaufen in diesem bevorzugten Körper nicht wohnt. Entfernt man sich jedoch von den städtischen Zentren nach jenen abgelegenen Gauen hin, etwa nach Friesland, Jütland und dem südlichen Schweden zu, so finden sich heute noch Menschen, ja Stämme, welche die antiken Schilderungen rechtfertigen und retten. Freilich tragen auch sie nicht Schild und Brünne; auch sie sind Kaufleute, Rechtsanwälte, Techniker, Ärzte; aber seltsam ist zunächst das eine, wie starr sie an alten Berufen, des Ackerbauers, Züchters, Fischers, Jägers, Schiffers festhalten. Und da, wo sie in neuzeitlichen Berufen stehen, bemerkt man bald eine seltsame, losgelöste, dingliche und kühne Auffassung, die auf den Kern der Sache geht, nicht auf die Zwecke, und die daher, wie Glück und Umstände es wollen, das einemal zu ungewöhnlichen Erfolgen, das anderemal zum gänzlichen Mißlingen führt.

Das seltsamste aber ist dies: wo wir Menschen des früheren Schlages treffen, da erkennen und

verstehen wir auch den Geist alter Zeiten. Die ruhige, treu zuversichtliche und vornehm freie Art des Betragens, die karge, zur Untertreibung neigende Sprache, die des Rühmens bare Freude an Kraft und Mut, die leise Verspottung allzu klugen Wesens, die Heimatliebe, Geistigkeit und immaterielle Frömmigkeit, diese Wesenszüge erinnern zugleich an die höchsten Erscheinungen unserer eigenen Zeit und führen wiederum hinauf zu den Liedern des Vogelweiders, zu Fischarts Schwänken und zu Eckards Mystik.

Was ist nun im Laufe dieser Jahrhunderte geschehen? Was hat die Menschen, ihre Leiber, ihre Seelen so gewandelt? Was hat ihren Geist ergriffen, um durch ihn die Welt so gänzlich umzugestalten und diese umgestaltete Welt rückgewandt auf Geister und Seelen wirken zu lassen? Gibt es ein Zentralphänomen als Ursprung und Achse dieser neuen Zeit und Welt, die, was man auch von Wiederkehr der Dinge sagen mag, schlechthin ohne Vorbild und Gleichung uns umgibt und beherrscht? Die Erkenntnis dieser Urkraft und ihres Wirkens würde uns Wesen und Zusammenhang der Moderne, von scheinbarer Selbstverständlichkeit losgelöst, objektiv fühlbar machen, aus dem Übermaß der Erscheinungen das Notwendige vom Zufälligen sondern und am Ende gar eine Vorstellung von der Richtung der Entwicklung gewähren. Und selbst ein Irrtum im Zielen auf die Grunderscheinungen wird nicht unter allen Umständen wertlos sein, wie denn ein erster Schuß, auch wenn er fehlt, dem Geschützführer Anhalt für Richtung und Distanz vermittelt.

Wer sich in eine kontinuierliche Erscheinung vertieft in dem Bestreben, ihre Variationen auf irgendeine Gesetzmäßigkeit aufzureihen, das heißt, sie als Funktion einer einfacheren oder bekannteren zeitlichen Erscheinung festzulegen, der kommt leicht in Gefahr, Kontinuität und Kausalität zu verwechseln, indem die einzelnen Phasen teils ihrer mählichen Übergänge wegen, teils infolge eines Kontrastes sich wechselseitig zu erzeugen scheinen, während sie in Wahrheit der Zentralbewegung einer unbekannten dritten Kraft folgen. Ein banales Beispiel mag diese Erwägung bis zu einem gewissen Punkt erläutern. Hat der Wind eine Zeitlang von Süden her geblasen, dann von Südwesten und jetzt von Westen, so werden manche sagen: Dies war vorauszusehen; es liegt eben eine nach Westen drehende Tendenz des Windes vor. Ist er statt dessen von Süden nach Nordosten gegangen, so wird man hören, dies sei die Folge eines notwendigen und üblichen Kontrastbestrebens. In beiden Fällen bleibt unbeachtet: warum hat die westdrehende Tendenz nicht schließlich nach Nordwesten, Norden oder weiter geführt?, warum hat die Kontrasttendenz nicht statt nach Nordosten nach Nordwesten gezeigt?, schließlich: warum ist überhaupt, und gerade jetzt, eine Änderung vorgegangen? Die Wahrheit ist, daß nicht in irgendeiner Tendenz der Windrichtung, sondern in dem Spiel der meteorischen Kräfte der Urgrund dieser wechselnden Erscheinung, dem registrierenden Gefühl unerkennbar, ruht.

Mit einer Verwechslung von Kontinuität mit Kausalität wird häufig die Frage nach der Herkunft der Neuen Zeit beantwortet. Ihre Ursache, so heißt es meistens, liegt im Verkehr. Und woher kommt der Verkehr? Von der Maschine. Und die Maschine? Von der Entwickelung der Technik. Woher stammt die Technik? Sie ist angewandte Wissenschaft. Wieso kam die okzidentale Wissenschaft empor? Sie war das revolutionierende Produkt der Scholastik. Und so fort bis zu Adam und Eva.

Gewiß ist es verlockend, die tausendjährige Entwickelung an die Kette der Geistesevolution zu reihen, deren Glieder uns als lückenlose, unzerreißbare kausale Folge erscheinen. Aber wie bedenklich wäre es, auch nur die Geschichte eines menschlichen Lebenstages oder eines ganzen Lebenslaufes an die Kette einer Gedankenfolge reihen zu wollen! Noch schwerer wäre die innere Kausalität dieser Gedankenfolge selbst glaubhaft zu machen, und es würde für die Haltbarkeit der Reihe wenig gewonnen, wenn man sich auf den allgemeinen Ursprung als Emanation einer Persönlichkeit beschränkte.

Gewiß ist es eine schöne Aufgabe, darzustellen, wie ein jugendliches Heidentum in gläubige Mystik, in dürre Scholastik sich verwandelt; wie aus dem sterbenden Reis die Forschung, das freie Denken und die Wissenschaft hervorsprießt; wie diese in zweckhafter Verzweigung die Technik abspaltet —; gewiß mußte es so sein, denn es ist; aber warum mußte es gerade so sein und nicht anders? Die Griechen hatten Mystik, aber keine

Scholastik; sie hatten Wissenschaft, aber keine Technik; die Juden hatten Scholastik, aber keine Forschung; die Römer hatten freies Denken, Technik, aber keine Wissenschaft; die Ägypter und Chinesen hatten Technik, aber weder freies Denken noch Forschung noch innerliche Mystik. Somit sind Geistesevolutionen denkbar, die von verschiedenartigen Ausgängen zu gleichen Ergebnissen, und wiederum solche, die zu verschiedenartigen Ergebnissen bei gleichem Ausgang gelangen, und deshalb bietet die scheinbar so feste Kette keinen genügenden Halt, um den eisernen Weg der Völkerentwickelung zu tragen.

Glücklicher scheint der Versuch, den Neuere gemacht haben: die Wandlung Germaniens in ein prussianisiertes Weltreich — und gleichzeitig die Parallelgestaltungen aller westlichen Länder — als Funktion wirtschaftlicher Vorgänge aufzufassen, und zwar sie an den Übergang von der Individualwirtschaft zur Universalwirtschaft die man Kapitalismus nennt, zu ketten. Nur seltsam, daß sie es sich nicht angelegen sein ließen, das letzte Agens, das die Wirtschaftsverschiebung verschuldet, ans Licht zu ziehen, obwohl es mit Händen zu greifen war: die Volksvermehrung; die ungeheuerste, proportional und absolut gewaltigste Volksvermehrung seit Anbeginn menschenkundiger Zeiten. Man zog es vor, zu eigenartigen Hypothesen Zuflucht zu nehmen; so schuf man ein besonderes Naturgesetz, wonach die Menschheit das Bestreben habe, zwischen Begierde und Genuß möglichst viele Stadien zu schalten: nicht sehr überzeugend zwar, doch gut

zu paß; wie es denn von alters her stets ein Vorrecht der Erklärer war, ein factum durch eine facultas zu erleuchten.

Wie eng die wirtschaftliche Evolution mit der Volksvermehrung sich verknüpft, ist evident. Einzelwirtschaft bedeutet Abgeschlossenheit, Nachbarlosigkeit. Gesamtwirtschaft bedeutet enge Berührung, Zusammenschluß. Einzelwirtschaft kann nur aus dem vollen schöpfen, ohne Rücksicht, wie viel, wie wenig übrig bleibt. Gesamtwirtschaft lebt von Ersparnis; Ersparnis an Zeit, Kraft, Material, Lagerverlust, Reibungsverlust. Gesamtwirtschaft ist noch heute ebenso undenkbar bei spärlicher Bevölkerung, wie Einzelwirtschaft bei großer Dichte. Gesamtwirtschaft muß daher mit Naturnotwendigkeit eintreten, sobald eine gewisse Verdichtung stattgefunden hat.

Wenn trotz dieses offensichtlichen Zusammenhangs die Vertreter der wirtschaftlichen Auffassung nicht gewagt haben, die Volkszunahme schlechthin als Evolvente zu wählen, so läßt sich eine Erwägung anführen, die dies Zögern zu rechtfertigen scheint.

Denn immer wieder tritt bei Aufgaben, die sich auf Massenphänomene beziehen — mögen nun Flüssigkeitsbewegungen, oder thermische Erscheinungen oder lebendige Komplexe der Betrachtung dienen — die Erfahrung hervor, daß jede kleinste Verschiebung durch die benachbarte bedingt und modifiziert ist; keine Kraft wirkt losgelöst und ungehindert; daher denn auch im vorliegenden Fall nicht bestritten werden kann, daß rückwirkend bis zu einem gewissen Grade die

wirtschaftliche Entwicklung und der ihr folgende Wohlstand auf die Volksvermehrung habe einwirken können. Es konnte am Ende gar der Zweifel entstehen: ob nicht überhaupt das Phänomen umgekehrt aufgebaut sei: zuerst Wirtschaftsumschwung, dann Volksverdichtung. Dies wäre freilich nicht viel anders, als wenn jemand den Satz „Volksansammlungen veranlassen Verkehrsstörungen" grundsätzlich umkehren wollte, weil unbestreitbar Verkehrsstörungen auch schon manchmal Aufläufe hervorgerufen haben.

Mit besserem Recht könnte man geltend machen, hier werde nur ein Rätsel durch ein anderes verdrängt: denn wie in aller Welt sei eine Volksverdichtung erklärlich, die allen Seuchen und Kriegen des Mittelalters und der neueren Zeit standgehalten, und von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts an die gewaltigsten Menschenkonzentrationen erzeugt habe, die je von europäischem Boden ertragen wurden?

Um dieser seltsamen Frage zu begegnen, wird es nötig sein, nochmals einige Schritte zurückzutreten und von neuem auszuholen.

GESCHICHTETE VÖLKER

In seltsamem Doppelsinn deutet das Wort „Geschichte" — das von geschehen kommt — auf das Geheimnis, daß nur geschichtete Völker Historie machen und erleben. Einschichtige Völker, das heißt solche, die aus einheitlich entstammten oder gut zusammengekochten Rasse-

elementen bestehen, zeigen, von den Ägyptern bis zu den Chinesen, im Stande der Zivilisation das gleiche Bild: Abgeschlossenheit und Konservatismus, lange Dynastienreihen von wesentlich identischer Physiognomie, langsam-stetige technische Entwickelung, die aber keinen Aufstieg zu einer idealen Kultur bedeutet, vielmehr in Geist und Kunst eine allmähliche Verflachung und Vernüchterung erlebt, indem die lebendige Kraft des einstmaligen, vorzeitlichen Impulses sich nach und nach aufbraucht.

Eine Geschichte hingegen, das Werden und Vergehen politischer Formen, geistiger Ziele, Erlebnisse und Träume, Wechsel von leidenschaftlichen, friedlichen und tätigen Epochen, Aufstieg, Expansion und Niedergang, kurz Das, was im Leben des Einzelnen dem freien, heroischen und tragischen Schicksal entspricht: eine Geschichte ist nur denjenigen Gemeinwesen beschieden worden, die von einer Oberschicht beherrscht, von einer stammverschiedenen Unterschicht getragen waren. Solche Zweischichtigkeit prägt sich mit Entschiedenheit aus im Bestehen von Aristokratien; daß alle Kultur dieser Erde von aristokratischen Organisationen ausgegangen ist, bezeugen Indien, Griechenland und Rom, Florenz und Venedig, England und die Niederlande, Frankreich und Deutschland. Selbst im fernen Osten muß den Japanern die Führung und Verantwortung zufallen, weil ihr Feudalsystem die Reste alter Zweischichtigkeit am Leben erhält.

Diese Schöpferkraft des Zwiespalts entspricht einem einfachen Gesetze. Wir können uns keiner

Vorstellung bewußt werden, als durch den Gegensatz, die Polarität. Wer die See kennt, begreift das Binnenland, wer die Fremde kennt, begreift die Heimat, wer seinen Nächsten kennt, begreift sich selbst, soweit denn ein Begreifen uns beschieden ist. Ein rechtes Volk aber erblickt in seinen Nachbarn den Spiegel nicht; sie sind ihm zu fern, zu fremd und zu verhaßt. Den Spiegel erblickt es im fremden Landesgenossen, und bei diesem Anblick wird es sich seiner selbst bewußt. Es beginnt die feinere Scheidung und Erkenntnis der physischen, sittlichen und geistigen Gegensätze, eine Selbsterkenntnis, Kritik und Wertung tritt ein, und mit diesen ersteht ein Ideal. Zugleich brechen die schönsten Kräfte menschlicher Gegensätze und Pflichten hervor: der Obere herrscht, leitet, verantwortet und schützt, der Untere gehorcht, leistet, dient und strebt. Der Obere erzieht sich zur Gesinnung und Freiheit, der Untere zur Ausdauer und Fertigkeit. Daß solche Arbeitsteilung Großes hervorzubringen bestimmt ist, zeigt jede bewußte Organisation bis in die jüngste Zeit.

Nun ereignet sich aber in diesen zweischichtigen Volkswesen jeweils etwas Wunderbares, in einem jeden zu seiner Zeit und ein einziges Mal: die beiden Schichten, einst wie Öl und Wasser getrennt, beginnen sich zu lösen, die Kontraste verfließen (die Unteren sagen: die Vorurteile), ein näheres Erkennen, ein engeres Zusammenwirken tritt ein. Noch hat die Oberschicht soviel Recht und Geltung, daß ihre reineren und freieren Ideale den Geist der Gesamtheit beherrschen, noch

hat die Unterschicht soviel Glauben und Respekt, daß sie ihr Können, ihr traditionelles Handwerk, ihre Kunstfertigkeit in den Dienst dieser Ideale stellt. Die Kunstwerke solcher Epochen sind die edelsten Zeugnisse des irdischen Geistes; vor Zeiten nannte man sie hohen Stils, heute werden sie als archaisch oder primitiv verehrt.

Sodann beschleunigt sich der Vorgang, dem Phänomen vergleichbar, wenn zwei Flüssigkeiten hoher chemischer Affinität durch Mischung in Reaktion treten. Es lösen sich die lang verhaltenen Energien in einer Epoche heißen Aufschäumens und leidenschaftlicher Lebenssteigerung. Jetzt steigen die Befähigten der Oberschicht aus der Herrschersphäre hinab in die Schar der Ausübenden; jetzt steigen die Bedeutenden der Unterschicht auf in die Zahl der Bestimmenden; ihre innersten Geheimnisse rufen die beiden Stämme freudig und rückhaltlos einander zu; jede Wahrheit hat Geltung, jeder Gedanke findet Hörer, man erlebt das Ungeheure und erwartet das Unmögliche. In solchen Zeiten ersteht der Kunst aus der Mischung der Freiheit und des Ausdrucks die Blüte, die wir aus der Zeit des Phidias und des Lionardo kennen.

Noch lange bleiben die Elemente in Bewegung, aber das Phänomen ist vollbracht, die Mischung ist geschehen. Die Unteren waren die Zahlreicheren, und so trägt das Magma ihre Färbung. Meist haben sie der Staatsform ihren Stempel aufgedrückt, zum mindesten herrschen sie faktisch. Die transzendenten Ideale der alten Führer sind gefallen, an ihre Stelle tritt die freie Konkurrenz

um den Geschmack der Menge. Dieser Geschmack aber ist geistig Skeptizismus, Negation, Aberglaube und Rationalismus, künstlerisch Materialismus, Deklamation und Ekstase. Einer Epoche dieser Art hat man die Bezeichnung des „Barock" gegeben, ein Name, den man füglich auf die Parallelepochen anwenden könnte, so daß bei allen Kulturzeitaltern von einer archaischen, einer kulminierenden und einer Barockperiode kurz und verständlich gesprochen werden könnte.

Mit dem Abschluß dieser dritten Etappe tritt die Beruhigung ein, und zwar für immer, sofern nicht neue Eroberer neue Oberschichten schaffen und den Kreisprozeß von neuem vorbereiten. Geschieht dies nicht, so bleiben die Affinitäten gesättigt, die freien Energien sind verpufft, und die ausgebrannten Völker bleiben wie tote Schlacken am Wege liegen. So sind aus Dorern und Attikern innerhalb weniger Generationen die Graeculi der Römer geworden, so aus den Römern selbst römische Italiener.

Im Gegensatz zu diesen Erscheinungen der Vermischung bleiben einschichtige Völker sich selbst ihr Leben lang gleich, wie die Nationen Asiens beweisen. Technische Erfindungen mögen ihr äußeres Dasein bewegen; ihr Geist, ihr Wille und ihre Seele bleiben, wie sie waren, und kaum merklich ändern sich die Exponenten des inneren Lebens: Religion und Kunst, Schrift und Sprache.

Hier sei eine Anmerkung gestattet:

Bei der großen Aufmerksamkeit, die unsere Zeit dem Wesen, der Geschichte und dem Austausch der Sprachen zuwendet, scheint es seltsam,

daß man sich um das eigentlich Physiologische ihrer Entwicklung wenig kümmert. Daß und wie die Sprachen sich umgestalten, wissen wir; aber wie kommt es, daß die eine sich jahrhundertelanger Ruhe erfreut, die andere in stetem Wechsel sich bewegt, die dritte im Laufe knapper Jahrhunderte von Grund auf sich erneut? Betrachtet man die Sprache als einen Teil der geistigen und körperlichen Physiognomie, so liegt die Erklärung nahe. Nur gleichbleibende Individuen können gleichbleibend sprechen. Veränderte Denkweise und veränderte Muskulatur muß veränderten Sprachausdruck schaffen; wie denn ein Jeder beim Erlernen bemerkt, daß es einer zwangsweisen körperlichen und geistigen Nachahmung bedarf, um neuer Rede sich anzupassen. Starke Persönlichkeiten sind nur in früher Jugend biegsam genug, dieser doppelten Schauspielerei sich zu bequemen; übertriebene polyglotte Befähigung hat bei Älteren etwas Prostitutionsmäßiges. Sollen ganze Völker ihre Sprache ändern, so muß in ihrer physischen Beschaffenheit eine Änderung vorgegangen sein; und es wird vielleicht einstmals in der beschleunigten Variation der Sprache das feinste und zuverlässigste Reagens auf den Zutritt neuen Blutes gefunden werden.

Damit die Doppelschichtung eines Volkes ihre natürliche Wirkung ausübe, ist keineswegs erforderlich, daß eine äußerlich erkennbare Trennungsfläche die entgegengesetzten Massen scheidet, noch gar, daß jeder Volksgenosse sich seiner Rolle als oberes oder unteres Glied klar bewußt sei. Voraussetzung ist lediglich, daß die

Oberen den Geist und Willen der Gesamtheit bestimmen und leiten; so wie etwa zur republikanischen Zeit die Römer echten Blutes das intellektuelle Leben der anonymen Italiker und Eingewanderten derart beherrschten, daß die winzige Zahl der Herren einem Weltreich und einer Weltepoche Stimmung und Namen aufzwingen konnte. Ebensowenig darf man verlangen, daß der attische Plebeier, der das Handwerk des Steinmetzen übte, bei jedem Meißelschlag zu jenem blonden Patriziersohn aufblickte, der ihm sein Götterbild bestellte. Es genügte, daß Geist und Geschmack des Adels das Zeitalter erfüllte und den Bildner zwang, die menschliche Gestalt unter der Form des göttlichen Ideals zu erblicken; denselben Bildner, dessen Vorfahren und Nachkommen, von der Kontrolle befreit, weit lieber Monstren, Süßlichkeiten und Karikaturen schufen.

Umgekehrt wird man sich hüten müssen, in unklarer Verallgemeinerung eine historisch wirksame Schichtung überall da zu erblicken, wo eine Abstufung auftritt. Dann freilich gibt es in jeder Volksgemeinschaft Starke und Schwache, Reiche und Arme, Geschützte und Hilflose. Aber diese Gruppen stehen einander nicht als Rassen und Völker gegenüber; indem sie auf- und niedertauchen wie die Flüssigkeitsteile eines Wellenzuges, können sie wohl im Zustande der Erhebung eine etwas veränderte geistige Temperatur oder Färbung gewinnen und den Tiefen mitteilen; Wechselwirkung und Austausch spezifischer Eigenschaften und Kräfte zu vermitteln, vermögen sie nicht.

Noch heute sind die Länder des mittleren Europa nicht von durchweg einschichtigen Völkern bewohnt. Die Herrscherhäuser deutscher Zunge und ihre Gefolgschaften entstammen einer Oberschicht, die sich bei Strafe des Verlustes edelster Rechte mit fremdem Blute niemals mischen darf. Die Heere als Träger und Garanten der Nationalmacht nach außen, der Herrschermacht nach innen, gehorchen adligen Führern. Die Geschäftsführung deutscher Staaten und ihre Repräsentanz geschieht durch Zugehörige der oberen Schicht, nicht minder die höchste Leitung der Regierung und der größere Teil ihrer Exekutive. Ja selbst die Gesetzgebung kann der Sanktion und des Vetos einer Herrenkurie nicht entbehren. Der Geschichtschreiber später Zeiten wird vor einem Rätsel stehen, wenn er sich zu vergegenwärtigen sucht, wie unsere Zeit mit den äußeren Organen ihres Geistes demokratisch zu fühlen glaubte, während das Wollen ihrer inneren Seele den Aristokratismus noch immer duldete und zu erhalten strebte.

Freilich ist seit den letzten Jahrhunderten Adel nicht mehr reines Abzeichen edleren Blutes; dennoch zieht er seine stärksten Kräfte aus dem Stammhaften: Gesinnung und Physis. Wer ein preußisches Regiment defilieren sah, und die Gestalten der Truppe mit denen der Führer verglich, der hat, wenn anders sein Auge für Betrachtung organischer Wesen geschärft ist, den Gegensatz zweier Rassen erkannt: gleichzeitig aber hat er

ein sichtbares Symbol und Abbild der Gliederung unseres Volkes erblickt.

Weist somit unsere Zeit, bei allem offenkundigen Hang zum Demokratischen, noch immer sichtbare Spuren der Doppelschichtung auf, so können wir uns den Beginn unserer Geschichte nicht anders als im Charakter ausgesprochener Zweiheit der Bevölkerung denken.

Vom ganzen ostelbischen Deutschland wissen wir, daß es zu geschichtlich bekannten Zeiten durch Eroberung und Kolonisation als doppelschichtiges Volksgebilde entstand. Die Sieger waren Germanen, die Besiegten Slawen, das Ereignis geschah vom zwölften bis ins vierzehnte Jahrhundert. Auf welchen Unterschichten besiegter Urbevölkerungen das übrige Deutschland ruhte, als es mit seiner aristokratischen Gliederung von Freien, Halbfreien und Hörigen in die Geschichte eintrat, ist unbekannt; doch ahnen wir aus frühen Sagen und späteren Darstellungen manches vom Wesen der Unterworfenen. Dunkelhaarig war der Knechtsbruder des freigeborenen Knaben. Handfertigkeit, schlaue Künste und feiger Sinn ist das Erbteil der Dunkelwesen. Sie sind klein von Gestalt; ihr Haar ist kurz und kraus; deshalb muß der Freie in allen Ländern das blonde Haupthaar lang und schlicht um den Scheitel wallen lassen. Bis in die neuere Zeit hinein zeigen die älteren bildlichen Darstellungen von Bauern, Hörigen und Verbrechern die gleichen Züge: runde Schädel, breite Gesichter, kurzaufgestülpte Nasen, kurze, gedrungene Glieder. Daß hier nicht Merkmale des

Berufes, sondern des Stammes dargestellt werden sollten, beweisen die germanischen Gebiete des Nordens, wo Jahrhunderte bäuerlicher Arbeit den feingegliederten, schlanken und edlen Schlag nicht verwandeln konnten.

Indem nun jeder der südwestlich gerichteten Germanenströme die dunkleren Urvölker überdeckte, und zwar mit einer Schicht, die um so schwächer, je weiter sie von der Einbruchsregion entfernt war, so mußte denn auch die Aufzehrung in verschiedener Geschwindigkeit und verschiedener Vollkommenheit erfolgen: die südwestlichen Halbinseln Europas, verglichen mit der nordöstlichen, zeigen heute die entschiedenen Kontraste dunkler und heller Bevölkerung.

Versucht man, sich die Bilanz der Kräfte zu vergegenwärtigen, denen im Laufe der europäischen Geschichte die beiden Elemente des Volkes, vornehmlich in Deutschland, ausgesetzt waren, so treten folgende Tendenzen hervor:

1. Bezüglich der Herrschaft. Sie war von den Eroberern mit Gewalt gewonnen und wurde zunächst mit Gewalt behauptet; solange, bis sie verfassungsmäßige, soziale oder plutokratische Geltung erlangt hatte. Dann aber mußte die Erhaltung der Herrschaft den Mächten der Ordnung anheimgegeben werden; Gewaltakte waren nur noch statthaft bei der Bekämpfung Aufständischer und Ungläubiger, denn die beiden großen Erbteile des Ostens, Kaisertum und Kirche, wirkten im Sinne der Zivilisation. So blieb das Herrschaftsverhältnis im Innersten ungefestigt und unverteidigt, mußte zerbröckeln wie jeder Bau,

den man nicht pflegt und erneuert, sondern seiner eigenen Festigkeit überlassen zu können glaubt.

2. Bezüglich der Herrschenden. Aus Waldland waren sie hervorgetreten, jagd- und waffengeübt, unbekannt mit verfeinerten Bedürfnissen, ungewohnt der Arbeit und des Zusammenlebens. In nicht unähnlicher Lage, wenn auch um vieles tiefer stehend, erblickte man vor einem Menschenalter die edleren Stämme des mittleren Afrika, die seither ihrer Natur entrissen, zum Teil vernichtet sind.

In wenigen Jahrhunderten lichtet sich das Land. Die Jagdgründe wichen zurück, der Zwang des Glaubens, des Lernens, des Erwerbes, des häuslichen und gedrängten Lebens trat heran. Die Frage war: wie wird dies Waldvolk bestehen und gedeihen in steinernen Häusern, bei fremdartiger Nahrung, tagsüber dicht bekleidet, des Nachts in heißen Betten, im Leben von neuen Bildern, Gedanken und Pflichten umgeben und beherrscht? Die Sehnsucht des Mittelalters blieb der schwindende Wald. Und wenn die heitere Schwermut dieser Zeit zu maniakalischen Ausbrüchen der Schwärmerei, zu Vorstellungen des Verfolgungswahns sich verdüsterte, so wurden die Wirrnisse einer Volksseele offenbar, die ihre Heimat verloren hatte. Kriegszüge und Fehden hielten ununterbrochen ihre Auslese der Vernichtung unter den Besten, indes der Leib des Volkes von periodischen Seuchen erschüttert wurde, deren Verheerungen nicht ihresgleichen gefunden haben. So wirkten veränderte Bedingungen des Bodens und Klimas, neubegründete Lebens-

weise, Krieg und Pestilenz auf das doppelschichtige Volksgebilde ein; symmetrisch, Gleichgewicht erhaltend zwischen beiden so verschieden gearteten Organismen, konnten diese Kräfte sich nicht erzeigen: und wenn die eine Schale sinken, die andere steigen mußte, so war der herrschende Stamm, der reicher, feiner organisierte, kriegerische und abenteuerliche, bestimmt, schwerer unter den neuen Lebensformen zu leiden, die seiner Natur feindseliger waren, als der Natur seiner Knechte. Auch darf hier nicht unterschätzt werden, daß eine Religion des Friedens, der Feindesliebe, der Demut, mit instinktiver Abneigung begrüßt, mit Gewalt aufgezwungen, zwar zur Milderung der Sitten führen, gleichzeitig aber die Niederen erhöhen, die Hohen erniedern mußte.

3. Bezüglich der Beherrschten. Ihr sklavisches Schicksal konnte sich nur mildern; die Stärken der Knechtschaft blieben ihnen erhalten. Zähigkeit und Anpassung, Schlauheit und Voraussicht sind die Eigenschaften aller Schwachen, Unterdrückbaren und Unterdrückten; tritt Besitz hinzu oder ein anderer Hebel der Macht, so materialisieren sich diese Eigenschaften zu gewaltigen Kräften. Fruchtbarkeit und Vermehrung, bei hochstehenden Stämmen sich selbst das Maß setzend, finden hier Beschränkung nur durch Not und Sterblichkeit, so daß sie, wie gespannter Kesseldampf sich schrankenlos ergießen, sobald das hemmende Gewicht beseitigt ist. So sehen wir heute im preußischen Osten das Bild einer Unterschicht, die ihr Gegengewicht überwunden

hat und nun in rastloser Ausdehnung den Raum des Landes zu erfüllen trachtet.

Dem Wachstum kommt die Bildsamkeit und Akkommodation zustatten, die abhängigen Menschenschlägen eigen ist. Denn da sie ihre Lebensbedingungen nicht selbst schaffen, vielmehr von Anderen empfangen, so ist ihre Natur, einmal elastisch gemacht, allen späteren Änderungen der leiblichen und geistigen Umwelt widerstehend. Das Beispiel der Juden bestätigt dies, und noch ein weiteres: daß die Gewohnheit rastloser und zwangläufiger Arbeit allmählich den Arbeitsdrang als neue Notwendigkeit schafft, und um ihn zu rechtfertigen, Zwecke hinzuerfindet; ähnlich wie der Traum des Erwachenden nachträglich ein Erlebnis erdichtet, um das erweckende Geräusch sinnmäßig zu assimilieren. Arbeitstrieb, Fertigkeit und die ängstliche Vorsicht bedrückter Menschen gehen aber eine Verbindung ein, die als Vorläufer des Erwerbs- und Geschäftssinns auf eine der stärksten Waffen im Rassenkampf hinausläuft.

Auch die gewaltigen Landerschließungen des Mittelalters durch Roden und Urbarmachen konnten, so seltsam es scheint, nur die Unterschicht der Bevölkerung stärken und erweitern. Denn die Territorialbesitzer, die von jeher in ihrer Subsistenz gesichert und daher in ihrer Expansion ungehindert sich fühlten, konnten durch die Erschließung ihrer Besitztümer höchstens bereichert werden; für die Unterworfenen aber wurde Raum, Nahrung, Tätigkeit und damit die Möglichkeit der Ausbreitung gewonnen. Begann erst einmal

die Unterschicht, von ihrem gesindeartigen Zustand befreit, sich Raum und Lebensmöglichkeiten selbst zu schaffen, so mußte durch immer intensivere Bearbeitung der Erdgüter die arme Natur zu einer reichen, die dürftige Bevölkerung zu einer behäbigen, die spärliche zu einer dichteren sich entwickeln. Die Herren aber konnten die gleitenden Zügel nicht länger halten; zu Fürsten des Landes konnten sie aufsteigen, Besitzer des Landes und seiner Menschen höchstens dem Namen nach bleiben. Die Bewohner des Landes indessen waren ein neues Volk, das sich allmählich mit den Söhnen und Töchtern seiner Herren vermischte.

So neigt sich die Kräftebilanz nach der Seite der Unterdrückten, bei einer Betrachtungsweise, die keinerlei Entwicklungsphasen und akzidentelle Ereignisse vorausnimmt, die sich hütet, geistige und technische Errungenschaften als Ursachen anzusprechen, da sie ja ebensogut Wirkungen und Mittel eines unbewußt wollenden Massengeistes sein könnten, die vielmehr lediglich von eingeborenen und uranfänglichen Prämissen auszugehen sich bestrebt.

Entschließt man sich nach diesen Erwägungen zu der Annahme: in einem zweischichtigen Volke, das durch fremde Kolonisation und Erschließung des Landes in veränderte Lebensweise geraten war, habe die Unterschicht von den Umwälzungen den größeren Nutzen gezogen, sich rascher vermehrt und allmählich einen großen Teil der Oberschicht absorbiert, so verschmilzt diese Hypothese mit der vorhin berührten Frage nach den Ursachen der nachmittelalterlichen Volkszunahme zu einem

einheitlichen Theorem; und es wird evident, daß das Gesamtphänomen nicht als eine sekundäre Erscheinung, sondern als die dem ganzen neuzeitlichen Erscheinungskomplex zugrunde liegende Ursache betrachtet werden muß. Tiefere Ursachen können alsdann nur noch in den physisch-psychischen Elementen gesucht werden, die als ein Gegebenes gelten müssen. Dagegen werden alle äußeren, also zeitgeschichtlichen Einwirkungen nur als beschleunigende oder verzögernde Momente, alle inneren Einzelevolutionen — und unter ihnen die Reihenfolge der Geistesrichtungen, der wissenschaftlichen und technischen Errungenschaften — nur als Willensakte und Hilfsoperationen eines in bestimmter Richtung strebenden Gesamtorganismus zu betrachten sein. Und da in letzter Linie Wille, Geist und Seele des Gesamtorganismus erkennbar den Weg entscheiden, unerkennbar zum Ziele treiben, so darf diese Betrachtungsweise, obschon sie auf zählbar-sichtbare Elemente sich stützt, den Vorwurf materieller Einseitigkeit ablehnen.

Aufgabe weiterer Erwägungen wird es sein, nach Erledigung einiger Nebenfragen zu prüfen, wieweit die neuzeitliche Weltgestaltung aus dem geschilderten Phänomen: Verdichtung und Umlagerung, sich ableiten läßt.

Es soll jedoch schon jetzt ausgesprochen werden, daß nach der hier vertretenen Auffassung die Doppelerscheinung der Ursachen durch eine Doppelerscheinung der Wirkung unserer Zeit den Stempel aufprägt: die Verdichtung schafft sich in der sichtbaren Welt ihre Kompensation, die

ich Mechanisierung nennen will, und die darauf hinzielt, einem übervölkerten Planeten die Möglichkeit der Subsistenz und Existenz ungeahnter Menschenschwärme abzuzwingen; die Umlagerung spricht sich in der geistigen Verfassung unserer Völker als Entgermanisierung aus, die ein neues, für die Aufgaben der Mechanisierung seltsam geeignetes Menschenmaterial erschaffen hat.

Indem nun der veränderte Volkskörper dem Mechanisierungsdrang sein Bestes liefert: neugierig forschende Geschlechter mit leidenschaftlichem Interesse für Tatsachen, Zusammenhänge und Anwendungen; indem wiederum die Mechanisierung diesen Menschenschlag fördert durch Assoziation, Organisation und Werkzeug, verzweigen und verweben die Wirkungskomplexe sich so mannigfach, daß man einer einheitlichen Erscheinung gegenüberzustehen glaubt, die gerade deswegen einzigartig und unerklärlich wirkt. Immerhin lassen sich die Geäste sondern, wenn man den Zivilisationsstand der Mechanisierung und die Geistesverfassung der Entgermanisierung losgelöst voneinander betrachtet.

1. Anmerkung. Naturvorgang und Geschichte

Die geschichtlichen Evolutionen und Einzelleistungen verlieren nichts von ihrer Größe und Schönheit, wenn sie im Rahmen dieser anscheinend physikalisch-geometrischen Entwicklung betrachtet werden. Denn die Einreihung in ein größeres und einfacheres Gesetz streift zwar von heroischen Ereignissen einen Teil des Zufälligen und Willkürlich-Freien ab, sie läßt es aber um

so mehr als ein Notwendiges und Zuverlässig-Sicheres erkennen und stärkt unsere Zuversicht, daß die Kraft der göttlich-menschlichen Natur noch jederzeit ausreicht, um veränderten Bedingungen zu entsprechen, notwendige Heilkräfte zu produzieren und aus Bedrängnissen Möglichkeiten höherer Entwickelung zu gewinnen. Tatsächlich beherrscht den ganzen Kreis des uns bekannten Lebens ein Gesetz, das sich in gleicher Umfassung im Vegetabilischen wie im Animalischen offenbart: das Gesetz der Ausnutzung jeder gegebenen Lebensbedingung und der Erfüllung jedes gegebenen Lebensraumes. So wie ein Wasserstrom zerklüftetes Gestein durchdringt, derart, daß jede Spalte und Ader sich mit Flüssigkeit erfüllt, gleichviel, welchen verworrenen, kaum auffindbaren Weg ein jeder Teil des Elements zu nehmen hatte, so ergießt sich das Leben, immerfort verwandelt und umgestaltet, unerschöpflich an Erfindungskraft, in jede Existenzmöglichkeit, in jeden durch noch so komplexe Bedingungen beschränkten Hohlraum. Dies schöpferische Gesetz wirkt früher als das der Selektion: denn um unter geschaffenen Lebensorganisationen auszuwählen, müssen Lebensorganisationen geschaffen sein; und die stündlich erneute Anpassungsarbeit jedes fertigen Organismus zeigt, daß nicht Zufall, noch das Gesetz großer Zahlen die Entwicklungsarbeit der Kreatur bestimmt, sondern ein erfinderischer Lebenswille. Was nun, uns unbekannt, etwa in den Geweben eines Pflanzenkörpers, sich vollzieht, der sich veränderter Bestrahlung, Temperatur, Nahrung oder Lebensgemeinschaft anzu-

passen gezwungen ist, das erblicken wir sinnlichen und geistigen Auges, bis in die feinsten Einzelregungen zergliedert, in einer Volksgemeinschaft, deren Anfangszustand gegeben, deren Endzustand bestimmt ist. Sollte dieser Endzustand bezeichnet sein durch den komplexen Begriff, den wir Mechanisierung genannt haben, so wird der Weg des Geistes von der Naturbetrachtung zur Naturberechnung führen, der Weg der Wirtschaft vom Einzelbetrieb zur Organisation, der Weg der Arbeit vom Handwerk zur Technik, der Weg der Politik vom Territorialbesitz zum Nationalstaat; und die geschichtliche Betrachtung wird staunend verzeichnen, wie an jeder Wegkreuzung, von den tiefsten Mächten emporgesandt, ein genialer Geist ersteht, um der Menge die Richtung ihres unbewußten Willens zu weisen, der sie zürnend folgen muß.

Wird dies anerkannt, so bedarf es nicht mehr der Frage, ob und wieweit die Forschung in den letzten Jahrhunderten den Geist der Neuzeit bestimmt habe: wenn Kepler und Newton Himmelsgesetze niederschrieben, so waren sie in sich nicht minder frei und vom Genius getragen, indem sie doch dem Willen zu neuen Produktions- und Lebensgesetzen gehorchen mußten, der, um Tatsächlichstes zu erzeugen, der Tatsache und ihrem Gesetz neuartigen Wert verlieh.

2. Anmerkung. Der Anbruch der neuen Zeit

Versucht man, den Vorgang der Umlagerung sich zu vergegenwärtigen, an den unsere Geschichte sich aufreiht, so muß man auf die Vor-

stellung verzichten, es könne der Rassenkampf im wesentlichen unter dem sinnfälligen Bilde von Aufständen, Revolutionen oder Verschwörungen erblickt werden. Denn nicht einmal die Kämpfenden selbst waren sich des Kampfes bewußt. Die einen verteidigten als Erben Rechte, Vorteile, Ehren und Besitztümer, nach denen die anderen als Erblose die Hände ausstreckten; und da weder Kämpfer noch Bekämpfte ihre, unseren Augen doch so sichtbaren Rassenmerkmale deuteten, vielmehr beide eines Landes, einer Sprache und eines Glaubens waren, so erblickten sie ihre bald ruhende, bald erwachende Feindschaft unter dem Licht gegnerischer Interessen, ständischer Gegensätze und erblicher Mißbräuche. Überdies sind innere Rassenkämpfe reich an friedlichen Eroberungen; denn das Ziel ist nicht Vernichtung, sondern Assimilation und Vermischung. Jede Mißehe, jede Deklassierung, jede Rangeserhöhung ist ein Sieg und eine Niederlage.

Dennoch sind große Episoden des Gesamtkampfes auch der chronistischen Geschichtsbetrachtung erkennbar: das Ringen um freien Grundbesitz, Vormacht der Kirche, Feudalrechte des Adels, Herrschaft der Zünfte, evangelische Freiheit, Leibeigenschaft, Ablösung der Lasten, Gewerbefreiheit, Freizügigkeit; ja selbst die ersten Kämpfe um die erbliche Macht des Kapitals sind sichtbare Einzelkampagnen, zum Teil Nachgefechte des großen Rassenkrieges, dessen letzte Entscheidung erst um die Wende des XVIII. Jahrhunderts fiel.

In dem Zeitalter, das etwa mit dem Leben

Goethes zusammenfällt, liegt die Schilderhebung der Unterschicht des deutschen Volkes beschlossen. Man vergleiche, was der Frankfurter Bürgersohn im Werther und im ersten Teil des Meister über die Beschränkung des Bürgerstandes schrieb, mit dem, was sechzehn Jahre nach seinem Tode in der Paulskirche seiner Vaterstadt gesprochen wurde: zwischen diesen Zeitgrenzen liegt Deutschlands Umschwung.

So konnte denn auch nach dem Gesetz der Energiebefreiung, das zu Eingang beschrieben wurde, dieser Zeitlauf eine Kulturepoche emportragen, wie sie nie zuvor der Erde beschieden war, und deren Glanz erst späte Geschlechter voll erfassen werden. Sie offenbart, wie wenig die Naturvorgänge des Völkerlebens von Konstellationen der Zeitgeschichte sich meistern oder unterdrücken lassen. Denn aus einer Periode tiefsten politischen Niederganges bricht sie hervor — für rein historische Betrachtung ein unlösbares Rätsel — und schwindet mit dem Erstarken des Wohlstandes, der Freiheit und der Macht. Mit ihrem Höhepunkte können nur zwei frühere Kulturepochen sich messen, die im Aufstieg der bildenden Künste sie übertreffen, in der Vertiefung der Dichtkunst, der Musik, der wissenschaftlichen und philosophischen Forschung und der politischen Einsicht sie nicht von fern erreichen: das Perikleische und das Leoninische Zeitalter.

Sicher aber ist zu keiner früheren Zeit eine so gewaltige Zahl ungewöhnlicher Menschen auf engem Bezirk hervorgetreten, wie damals in

Deutschland und — auf anderen Gebieten, entsprechend dem politisch gefärbten Umschwung — in Frankreich. Die übrigen großen Kulturländer hatten die Vollendung ihrer Umschichtungen weit früher erlebt: Italien im XV. und XVI., England und die Niederlande im XVI. und XVII. Jahrhundert.

Seit jener großen Epoche aber, die als eine gewaltige Morgendämmerung die Neue Zeit emporführte, sind, wie das Gesetz es will, neue geistige Faktoren in das Leben der Nation nicht mehr eingetreten. Sprache, Gedanken, Politik und Kunst haben nur noch im internationalen Austausch wirkliche Bereicherung erfahren; im übrigen sind sie trotz mancher Exzentrizitäten einheitlicher, ja einförmiger in Rhythmus und Kinetik geworden und haben sich damit den Anforderungen der Neuen Zeit, ihren unaufhörlich wechselnden und dennoch innerlich gleichbleibenden Aufgaben und Gegenständen vollkommen angepaßt.

DIE MECHANISIERUNG DER WELT. I

Aufgabe, Begriff und Mittel

Gegeben ist die Quantität der menschlichen Einzelleistung, gegeben die bewohnbare Erdoberfläche, gegeben, aber praktisch fast unerschöpflich und nur an den menschlichen Arbeitseffekt gebunden, ist die Menge der greifbaren Rohprodukte, praktisch unermeßlich sind die ver-

wertbaren Naturkräfte. Aufgabe ist es nun, für die zehnfach, hundertfach sich vermehrende weiße Bevölkerung Nahrung und Gebrauchsgüter zu schaffen.

Die Alten, in engerer Begrenzung und weiterer Welt lebend, wußten sich leichten Rat: sie sandten Kolonen in ein Nachbarland und schufen sich Duplikate ihrer Vaterländlein. Auch in unserer Zeit sind Auswanderer zu Millionen aus ihrer Heimat gedrängt worden; sie haben die Bevölkerungsdichte fast aller für Weiße bewohnbaren Länder auf ein nahezu europäisches Maß gebracht, ohne daß die Volksvermehrung der alten Welt um ein merkliches gehemmt worden wäre.

Anderen Rat, vielleicht den verruchtesten, der je der Menschheit zugerufen wurde, gab Malthus: die natürlichen Quellen des Lebens zu hemmen und die Nachkommenschaft widernatürlich zu beschränken. Das einzige Land, das diesen Weg beschritten hat, Frankreich, ist im Begriffe, daran zugrunde zu gehen.

So blieb den alten Völkern nur eines übrig: zu gänzlich neuen Gewohnheiten und Gesetzen des Lebens und Schaffens überzugehen, zu dem Zweck, die irdische Produktion auf das gewaltigste zu vermehren und sie der Milliardenzahl der Menschheit anzupassen.

Dies war nur auf einem Wege möglich: wenn der Effekt der menschlichen Arbeit um ein vielfaches gesteigert und gleichzeitig ihr Emanat, das produzierte Gut, auf das vollkommenste ausgenutzt werden konnte. Erhöhung der Produktion unter Ersparnis an Arbeit und Material ist

die Formel, die der Mechanisierung der Welt zugrunde liegt.

Um die Steigerung des Arbeitseffektes zu würdigen, wolle man erwägen, daß alles zweckbestimmte Handeln und Geschehen nur zu einem Teil dem Zwecke dient. Ein anderer Teil — in der Regel weitaus der größere —, sei er vorbereitender, begleitender, schützender oder ungewollter Art, dient dem Zweck nur mittelbar oder überhaupt nicht, und schädigt so den Effekt. Ein Analoges gilt von den Beimengungen, Spaltungsprodukten, Abgängen der Materie. Nun ist es einleuchtend, daß viele dieser Effektverluste nur von der Handlung selbst, nicht von ihrem Umfange abhängen, daher mit wachsender Leistung an Bedeutung verlieren. Wenn ich einen Brief zur Post trage, kostet dieser Brief mich fünf Arbeitsminuten; trage ich sechzig Briefe auf einmal zur Post, so kostet mich jeder fünf Arbeitssekunden. Ja, ich kann es ermöglichen, den gesamten Briefverkehr einer Kleinstadt zu bewältigen, wenn ich mich als Briefträger den ganzen Tag über ausschließlich dieser Aufgabe widme. Verbrauche ich einen Zentner Kohlen, um einen Dampfkessel anzuheizen, so bleibt der Verlust der gleiche, ob ich nun den Kessel fünf oder zehn Stunden im Betrieb halte; bei ununterbrochenem Betriebe aber würde der Anheizverlust jede Bedeutung verlieren.

Es besteht also die Möglichkeit, den Effekt von Vorgängen und die Ausnutzung von Materialien erheblich zu verbessern, indem man Gelegenheit für möglichst große Mengen gleichartiger und ein-

facher Nutzhandlungen sammelt, um dieselben kontinuierlich auszuüben — dies ist die Arbeitsteilung, auf der die alte Methode der Manufaktur beruht —, oder indem man den Einzelvorgang in seinem Kraft- und Massenumfang steigert, ein Verfahren, das man Arbeitshäufung nennen und als die Grundlage der modernen Fabrikation ansprechen könnte.

Die Hilfsmittel dieser doppelten Praxis der Effektsteigerung sind Organisation und Technik. Organisation, indem sie Produktion und Verbrauch durch Unterteilung, Vereinigung und Verzweigung in die gewollten mechanischen Bahnen lenkt, Technik, indem sie die Naturkräfte bändigt und sie bald in gewaltigen Massenbewegungen, bald in chemischen Attacken, bald in elektrischen Vibrationen, bald in mechanisch kunstfertigen Handgriffen den neuen Produktions- und Verkehrsorganisationen ausliefert.

Daß somit nicht die Technik oder der Verkehr Ursache der Mechanisierung und somit der neuzeitlichen Lebensverfassung sein konnte, vielmehr die Volksverdichtung zur Mechanisierung drängte, die ihrerseits neue Hilfsmittel verlangte und schuf, darf in Parenthese nochmals ausgesprochen werden. Diesen Zusammenhang verkennen hieße nichts anderes, als etwa behaupten: die Eisenbahn habe den Großverkehr oder das Zündnadelgewehr habe den Massenkrieg geschaffen. In Wirklichkeit schafft der Wille zum Verkehr sich seinen Weg, der Wille zum Massenkrieg sich sein Geschütz; das Werkzeug ermöglicht das Werk, doch bleibt es selbst ein Geschöpf des auf das Werk gerichteten Willens.

Den Ursprung der Mechanisierung aus der Verdichtung, ihre Anfänge, ihren Verlauf und ihre Welteroberung historisch zu schildern, ist Aufgabe späterer Geschichtschreibung. Hier seien in kürzesten Zügen nur einige Etappen verzeichnet; denn die Absicht dieser Darstellung richtet sich dahin, nicht sowohl den Vorgang als die Wirkungen der Verdichtung und Umschichtung, der Mechanisierung und Entgermanisierung auf die Welt, die Menschen und das Leben unserer Zeit zu erörtern.

Mit dem ersten Tausch, der auf Erden stattfand, war die Einzelwirtschaft durchbrochen und zwei neue Begriffe geschaffen: des Tauschvorrates und der Spezialisierung. Je dichter nun die angehenden Spezialisten aneinander heranrückten, je häufiger sie sich begegneten, desto mehr konnten sie sich auf die wechselseitigen Vorräte verlassen. Zuletzt konnte der eine die Erzeugung dessen einstellen, was der andere besaß: er konnte Korn gegen Vieh, Vieh gegen Erz tauschen. Verdichtete sich die Bevölkerung abermals, so lernte man neue Gegenstände kennen; es lohnte sich, reich zu sein: aus dem Vorrat wurde Kapital. Der Spezialist wurde gesucht, er fand Aufträge; aus Anlage und Kenntnis entstand der Beruf.

Nun war man aufeinander angewiesen; die Begehrlichkeit der Weiber, die Freigebigkeit der Männer mag das ihre beigetragen haben: man tauschte und handelte, betrieb Wirtschaft und Handwerk; die Anfänge der reziproken Gütererzeugung waren gegeben. Aber noch konnte ein

Mürrischer oder Selbstzufriedener, ein Gegner des Neuen, sich abseits halten. Verzichtete er auf kunstvolle Güter, auf mannigfaches Werkzeug, so mochte er mit Pfeil und Speer, mit Pflug und Hacke ins Weite ziehen und sich von der Gesamtwirtschaft befreien. Mit zunehmender Dichte wird auch diese Freiheit benommen. Jetzt bedarf ein jeder des Schutzes; er muß Mitglied einer Gemeinschaft sein. Der Sitte kann er sich nicht entziehen, sie verlangt Kleidung und Behausung und manches andere. Land zu erschließen ist ihm versagt; er muß Eigentum respektieren, auf dem Seinen haushalten, somit intensiver wirtschaften, mit Geräten und Werkzeugen, die beschafft sein wollen. Doch schon ist die Verdichtung vorgeschritten, die Scholle beschränkter, die Wirtschaft schwieriger und einseitiger. Um den ganzen Bedarf an Lebensgütern zu erlangen, muß verkauft, muß Absatz gesucht werden. Die Wirtschaft wird zum Unternehmen, zum Geschäft. Der Absatz stellt sich ein, und mit ihm die Konkurrenz. Eine Zeitlang können Zunftbestimmungen und mangelhafte Verkehrswege den Handwerker und Landwirt vor der Geißel des Wettbewerbs schützen. Unter der ständigen Verdichtung der Produktion macht sie sich denn doch fühlbar. Und trotz der gleichzeitigen Konzentration des Konsums kann keiner froh werden: denn die Erzeugungsmethoden sind noch immer primitiv, sie nötigen der Erde nicht genügend Stoffe ab, um die Gesamtheit zu befriedigen, die Arbeit wird hart, man leidet Not. Doch eben hat ein erfinderischer Kopf ein Werk-

zeug erfunden, ein Produkt verbessert, ein Verfahren vereinfacht. Der Teufelskerl wird reich, die andern sehens und empfinden ihre Not verdoppelt. Nun sind sie alle dem Wettlauf der Konkurrenz verfallen, der technischen, der kommerziellen, der kapitalistischen Konkurrenz. Nun werden alle Künste und Wissenschaften herbeigerufen; die Erfindungsreichen, Kühnen, Vorurteilsfreien, die Habsüchtigen, die Ehrgeizigen, die Handfesten eilen voran; die Schwachen bleiben am Wege liegen, sie werden eingefangen und als Troß mitgezogen. Und unter den Tritten dieses Reigens schwitzt die Erde aus allen Poren und läßt an Gütern den zehnfach vermehrten Enkeln das Hundertfache dessen emporströmen, was sie den Ahnen kärglich gewährte, sich zu nähren, zu wärmen, zu schmücken und zu berauschen.

Wenn somit die Mechanisierung ursprünglich in der Gütererzeugung wurzelt, so blieb sie nicht lange auf dies Gebiet beschränkt. Freilich bedeutet dieses noch heute den Stammbezirk ihrer Verzweigung und Überschattung; denn die Gütererzeugung bleibt das zentrische Gebiet des materiellen Lebens, dasjenige, mit dem sich alle übrigen in mindestens einem Punkt berühren.

Mechanisierung aber erblicken wir, wohin wir auch über die Provinzen menschlichen Handelns das Auge schweifen lassen; allerdings treten ihre Formen derartig komplex und vielgestaltig auf, daß es vermessen dünkt, den ganzen Umriß des ruhelos bewegten Bildes zu umfassen. Dem wirtschaftlich Betrachtenden erscheint sie

als Massenerzeugung und Güterausgleich; dem gewerblich Betrachtenden als Arbeitsteilung, Arbeitshäufung und Fabrikation; dem geographisch Betrachtenden als Transport- und Verkehrsentwicklung und Kolonisation; dem technisch Betrachtenden als Bewältigung der Naturkräfte; dem wissenschaftlich Betrachtenden als Anwendung der Forschungsergebnisse; dem sozial Betrachtenden als Organisation der Arbeitskräfte; dem geschäftlich Betrachtenden als Unternehmertum und Kapitalismus; dem politisch Betrachtenden als real- und wirtschaftspolitische Staatspraxis.

Gemeinsam ist aber allen diesen Erscheinungsformen ein Geist, der sie seltsam und entschieden von den Lebensformen früherer Jahrhunderte unterscheidet: ein Zug von Spezialisierung und Abstraktion, von gewollter Zwangsläufigkeit, von zweckhaftem, rezeptmäßigem Denken, ohne Überraschung und ohne Humor, von komplizierter Gleichförmigkeit: ein Geist, der die Wahl des Namens Mechanisierung auch im Sinne des Gefühlsmäßigen zu rechtfertigen scheint.

3. Anmerkung. Scheinbares Paradoxon

Warum haben ältere Verdichtungsprozesse, deren die Geschichte eine Anzahl kennt, niemals zu einer ausgesprochenen, der unseren vergleichbaren Mechanisierung geführt? Sagt man doch, daß die Menschheit jeden uns denkbaren Gedanken schon einmal gedacht habe: warum hat sie dies Gedankenphänomen unserer, im übrigen keineswegs so bevorzugten Epoche aufgespart?

Hier ist zunächst zu erinnern, daß keine der alten Volksverdichtungen, relativ und absolut gemessen, sich mit neuzeitlich okzidentalen Verhältnissen vergleichen läßt. Ägypten und Mesopotamien waren nicht übervölkert, Griechenland und Italien nach unseren Begriffen arm an Einwohnerzahl.

Vor allem aber wirkt das Mittelmeerklima in einem Sinne retardierend auf die Zivilisation, indem es die menschlichen Bedürfnisse an Nahrung, Obdach und Kleidung gleichzeitig mäßigt und leicht befriedigt. Selbst in den heutigen trocken und unfruchtbar gewordenen Ländern dieser Zone bleibt der Lebenskampf vergleichsweise harmlos und spielend, weil Ertrag und Bedarf noch immer in glücklicherem Verhältnis sich die Wage halten. So stehen selbst in unseren Tagen die Mittelmeervölker mit einer mehr kindlichen als nothaften Begehrlichkeit dem Ansturm unserer Warenmassen gegenüber; ihre Produktionsmethoden sind, wenn man vom nördlichen und mittleren Italien absieht, nur in bescheidenem Umfang mechanisiert, und den übrigen Mechanisierungsformen haben sie halb widerwillig nachahmend Aufnahme gewährt. Süditalien und Griechenland stehen noch heute trotz Eisenbahnen und Telegraphen dem antiken Leben näher als dem modernen.

Dennoch zeigte das Rom der späten Republik und der Kaiserzeit deutliche Anfänge der Mechanisierung, und es ist lehrreich, zu prüfen, weshalb diese Lebensform in ihrem Vordringen gehemmt wurde.

Großbetriebe waren vorhanden, ja ein Welt-

handel und eine kapitalistische Ordnung des Besitzes aufgekommen. Zur Fortentwicklung des mechanistischen Prinzips hätte es nun vornehmlich dreier Dinge bedurft: einer Vervollkommnung der metallurgischen Technik, insbesondere der Eisen- und Stahlerzeugung, einer Weiterbildung der Präzisionsmechanik, und der Konstruktion einer Kraftmaschine. Diese Aufgaben waren nur zu lösen auf Grundlage messender Naturerforschung. Der Römergeist, der mit empirischer Technik ungeheure architektonische Aufgaben zu lösen gewohnt war, hätte den subtilen Anforderungen dieser Disziplinen genügt, obwohl ihm pragmatisches Denken vertrauter war als stilles Beobachten. Schwieriger wäre es in jener Epoche gewesen, die Hunderte von forschenden und entdeckenden Geistern, deren die Ausbildung dieses Wissenszweiges bedurfte, unter der kleinen Zahl von bildungsliebenden Italikern aufzutreiben. Sollte diese Abkehr des Römertums vom Markt, Tribunal und Heerlager zur Gelehrtenstube und zum Laboratorium erzwungen werden, so bedurfte es einer Not. Diese Not aber war nicht vorhanden. Denn Rom war gewohnt, die Völker des Erdkreises für seine Erhaltung sorgen zu lassen; wo ein Prokonsul genügte, um Attalidenschätze nach der Hauptstadt zu leiten, bedurfte es keiner Exportfabrikationen. Die an sich nicht beträchtliche Nahrungsbeschränkung durch Bevölkerungsverdichtung war mehr als ausgeglichen durch eine Suprematie, welche die Gesamtheit des herrschenden Volkes zum Souverän erhob und mit auskömmlichen Zivillisten dotierte.

Wenden wir den Blick außereuropäischen Verdichtungszentren zu, so scheinen in China die günstigsten Voraussetzungen für mechanisierte Wirtschaft gegeben zu sein: große Masse und Dichte einer Bevölkerung, die ausreichende bürgerliche Freiheiten genießt und von der Natur des Landes nicht allzuleichtfertig über den Lebenskampf hinweggehoben wird. Und wirklich geben die Tatsachen den Voraussetzungen recht: außerhalb der kaukasischen Rassenzone umschließt China mit seinem kulturellen Tochterlande Japan das einzige Gebiet der Erde, auf dem eine eigene großangelegte Technik erwuchs, ja eine Technik, die ganz besonders die uns vertrauten verkehrhaften Züge aufweist. Als ein Geschenk Chinas ist vor wenig mehr als hundert Jahren die vergessene Kunst des Heerstraßenbaus uns neu beschieden worden.

Bis in die Mitte des XVIII. Jahrhunderts war China an technischen und organisatorischen Erfahrungen dem Durchschnitt Europas ebenbürtig; aber die Keime überflügelnder Entwicklung lagen im westlichen Boden. Daß den klügsten und tätigsten Orientalen so wenig wie den Römern das Geheimnis der messenden und rechnenden Wissenschaft sich erschloß, befremdet nicht, wenn man erwägt, welche seltenen, ja widersprechenden Geistesstimmungen zusammentreffen müssen, damit systematische und exakte Forschung möglich sei. Ein ideal gerichteter, dem Gesetzmäßigen offener Sinn muß transzendenter Betrachtung entsagen, sich mit Liebe dem Tatsächlichen, ja dem scheinbar Nebensächlichen zuwenden, um in lebenslanger Arbeit, Korn für Korn, das Bleibende

vom Zufälligen zu sondern, ohne Hoffnung, selbst jemals des Weltsymbols teilhaftig zu werden, das aus der reinen Saat erblühen soll. Umgekehrt bedarf es, damit die Forschung sich in Technik verkörpere, praktischster Geister, die dennoch zu den abstraktesten Gebieten der Wissenschaft sich erheben, um mit prometheischem Griff das dem irdischen Bedarf Bestimmte herabzuholen. Dem Verlauf der Darstellung vorgreifend sei hier bemerkt, daß in einer Zivilisation, die der Mischung aus germanischer Idealität mit vorgermanischer Zähigkeit und Handfertigkeit entsprang, diese seltenen, vielleicht nicht wiederkehrenden Voraussetzungen einer Wissenschaft und wissenschaftlichen Technik gegeben waren. Daß die mandschurisch-mongolische Zivilisation die gleichen Vorbedingungen nicht erfüllte, entschied die Frage der technischen Welthegemonie zugunsten des westlichen Dichtigkeitszentrums. In gleichem Sinne wird sich dereinst die Frage der politischen Hegemonie entscheiden, der man die kindlich gehässige Bezeichnung einer gelben Gefahr gegeben hat. Erweist sich der Westen auch in Zukunft stärker ideenbildend als der ferne Osten, der in geschichtlichen Zeiten diese höchste Kraft nicht mehr besessen hat, so wird er auch weiterhin die Verantwortung der Weltentwicklung tragen.

Zusammenfassend dürfen wir die Zwischenfrage: warum Mechanisierung bisher auf Erden nirgend anders als im germanischen Zentrum aufgetreten sei, folgendermaßen beantworten. Erforderlich war das Zusammentreffen stärkster Volksverdichtung mit zwei auslösenden Faktoren:

gemäßigten physikalischen Bedingungen, welche bei zunehmender Dichte die Sorge um den Unterhalt empfindlich machten, sodann spezifischen sittlich-geistigen Werten, welche imstande waren, technisch-methodische Hilfsmittel zu schaffen. Die alten Mittelmeerkulturen scheiden aus, denn es fehlte ihnen fast durchweg an der Hauptbedingung, ausnahmslos am ersten der beiden auslösenden Faktoren. China konnte eine gewisse Mechanisierungsarbeit leisten, bis im entscheidenden Moment der intellektuale Faktor versagte. Der zentraleuropäischen Kultur war es vorbehalten, alle Bedingungen zu erfüllen und die Mechanisierung bis in die letzten uns bekannten Konsequenzen durchzuführen.

DIE MECHANISIERUNG DER WELT. II

Mechanisierung der Produktion

Von allen Teilen der Erdoberfläche strömen die Urprodukte mineralischer und organischer Abkunft auf eisernen oder wässernen Wegen in die Sammelbecken der Städte und Häfen. Von dort verzweigen sie sich nach den Verarbeitungsstätten, wo sie in vorbestimmter Mischung eintreffen, um chemisch oder mechanisch umgestaltet als Halbprodukte einen zweiten Kreislauf zu beginnen. Von neuem getrennt und abermals vermischt und bearbeitet erscheinen sie als Verbrauchsgüter, die zum drittenmal geordnet in den Lagern der Großhändler sich vereinigen, bevor sie

die fein verzweigten Wege zum Detaillisten und endlich zum Verbraucher finden, der sie in Abfallstoffe verwandelt und in den Gestaltungsprozeß zurücksendet. Dem Blutumlauf vergleichbar ergießt sich der Güterstrom durch das Netz seiner Arterien und Adern. In jedem Augenblick des Tages und der Nacht donnern die Schienen, rauschen die Schiffsschrauben, sausen die Schwungräder und dampfen die Retorten, um die Last dieses Umlaufs zu erneuern und zu bewegen.

Und was ist das Geschick der Materien in den Magen der Verarbeitung? Sie werden von Mechanismen ergriffen, gelöst, erhitzt, zerstampft oder gepreßt, zerschnitten, gehämmert, gezogen oder gewalzt, gesponnen, gezwirnt, verwoben oder getränkt; ein zweiter, ein dritter Maschinenprozeß schließt sich an, und der Mensch überblickt ordnend, beschleunigend, messend sein Werk, das Werk nicht mehr seiner Hände, sondern seiner Mechanismen. Ist eine Formung durch Handfertigkeit noch vonnöten, so ist das Gesetz der Produktion unvollkommen erfüllt. Dies Gesetz lautet: Beschleunigung, Exaktheit, Verminderung der Reibung, Einheitlichkeit und Einfachheit der Typen, Ersparnis an Arbeit, Verminderung und Rückgewinnung des Abfalls. Da, wo ein Teil der Prozesse den Schöpfungsakten der Natur überlassen werden muß, fühlt man sich berechtigt, von ihr die gleiche Beschleunigung und Akkuratesse, die gleiche Reaktionsfähigkeit auf Reize und Disziplin zu verlangen, wie von leblosen Mechanismen und Prozessen.

Und die Natur gehorcht. Sie, die Erzeugerin

der Urmaterien, ist sich des Ernstes und Umfanges ihrer Aufgaben bewußt geworden. Nicht mehr lächelnd und spielend wie ehedem, sondern ernst und geschäftig läßt sie ihre Felder das zehnfache Maß tragen, läßt sie ihren Flanken das Tausendfache an mineralischen Werten entströmen. Ja, sie gibt zu erkennen, daß sie es nur der menschlichen Arbeit und Begehrlichkeit anheimstellt, die lebenden und toten Ernten nochmals zu vervielfachen. Keines der heute geschätzten Güter scheint vorerst auf die Neige zu gehen; allenthalben winkt und blinkt es noch von ungehobenen Schätzen an Materie und Kraft.

Die Menschheit hat es begriffen und eilt ihrem Produktionsideal entgegen. Dies Ideal ist erreicht, wenn von den jeweils günstigsten Gewinnungsstätten die Produkte auf kürzestem Wege und mit größter Eile zu der bestgelegenen Verarbeitungsstätte gelangen, um in einem einzigen Prozeß umgestaltet sofort einem Vertriebssystem übergeben zu werden, das sie in die Vorratsräume, Küchen und Werkstätten der Verbraucher leitet.

Zuweilen scheint es, als beginne die Güterproduktion, über ihr Ziel hinausschießend, überflüssige, nicht mehr konsumierbare Mengen zu fördern. Ständig wachsende Masse an Rohstoffen und Fabrikaten schleudern die Länder im Wechselspiel einander zu. Hier Erze gegen Kohlen, Baumwolle gegen Getreide, Vieh gegen Eisen, Holz gegen Zucker; und dennoch wird dies gewaltige Werben und Spenden nicht nachlassen, denn immer noch wächst die Zahl der Erdenbewohner, und immer noch sind Millionen von

Händen nicht nachhaltig genug in den Schaffensprozeß verstrickt, um ihr Teil am Begehrten zu erraffen.

Wohin ergießt sich nun diese Güterflut? Wir finden sie in den Docks der Häfen, in den Vorratsräumen der Fabriken und Handlungen, wir finden sie in Läden und Kaufhäusern. Das Berlin von 1811 besaß im Umkreise seiner Mauern nicht so viel an Ladengütern, wie ein einziges Häuserviereck des Berlins von 1911. Aus den Magazinen fließt der Strom in die Behausungen der Menschen. Ungezählte Substanzen, die man ehedem nicht kannte, Metalle, Gläser, Hölzer, Tonwaren, Papiere, Leder, Bein, Gewebe, alles bedeckt mit farbigen Schichten, Polituren und Ornamenten, füllen die Gemächer; Seifen, Essenzen, Chemikalien sind vorrätig, Nahrungs- und Genußmittel aus allen Erdteilen werden gespeichert; selbst in den Wohnungen der Schwachbemittelten, ja der Armen finden sich Menge und Mannigfaltigkeit der Gerätschaften und Verbrauchsgüter seit den letzten drei Generationen um ein Vielfaches erweitert. Fast möchte man meinen, die Menschheit sei von einer Manie des Warenbesitzes, von einer Gerätetollheit befallen, die man in früheren Zeiten vielleicht gewissenlosen Spekulanten oder auf Ablenkung bedachten Regierungen zur Last gelegt hätte. Und noch immer ist Begehr und Lust nach käuflichen Dingen im Steigen, zumal bei Frauen.

Ihr passiver Anteil am Produktionswachstum ist nicht unbeträchtlich. Denn ihre naivere Freude am feilen Besitz und am Vergleich des Besitzes

setzt zahllose Gewerbe in Bewegung, und ihr geringeres Interesse für Struktur und Konstruktion kommt der eigenartigen Qualitätsverschiebung des modernen Produkts in erstaunlicher Weise entgegen. Mit dieser Verschiebung aber hat es folgende Bewandtnis.

Jeder, der ein Erzeugnis des alten Handwerks in Händen hält, etwa ein Buch, eine Kassette, einen Schlüssel, empfindet an diesen Gegenständen etwas Organisches, wie es den Schöpfungen der Natur eignet. Das Werk ist genau gearbeitet, aber nicht mathematisch. Der Naturstoff, dem es entstammt, ist geformt, aber nicht verwandelt. Es besitzt eine innere Festigkeit, die den Einwirkungen des Gebrauchs und der Zeit widersteht, und ihnen doch einen seltsam verschönernden Einfluß gestattet. Es ist selbst im größten Reichtum sparsam, denn es ist ein durchdachtes, für sich allein stehendes Werk, ein Stück Menschennatur.

Die Maschine kann dergleichen nicht schaffen. Sie erzeugt mathematische, schnurgerade, kreisrunde, spitze, scharfe, polierte Dinge, die sich nicht abschleifen, sondern schartig werden. Sie spart am Material, aber sie knausert nicht mit Ornament, denn dies macht ihr keine Arbeit. Auch überträgt sie gern praktisch erwiesene Kunstgriffe von einer Materie, von einer Form auf die andere. Sie formt mit gleicher Neutralität ein Gebetbuch und eine physikalische Wage. Vor allem aber setzt sie an die Stelle der Dauerhaftigkeit die bequeme Erneuerung. Hausgesponnenes Linnen und Papierservietten sind Sinnbilder dieser Polarität.

An die Stelle des Anschaffungswertes setzt die Mechanisierung den Verbrauchswert, an Stelle des Zinsverlustes die Neubeschaffung. Der Luxus unserer Zeit ist nicht Kapitalsaufwand, sondern Rentenaufwand.

Durchaus verständlich! Denn die Mechanisierung will produzieren. Reparaturwerkstätten sind ihr kostspieliger als Fabriken, anstatt zu flicken schmilzt sie um. Hier kommt ihr ein psychologischer Kreislauf zunutze; die Möglichkeit des Wechsels erzeugt den Wunsch nach Wechsel, dieser Wunsch wiederum unterstützt das Erneuerungsprinzip.

Ein Weiteres tritt hinzu. Die alten Stoffe waren nicht abstrakt rein. Die Erze, die Gewürze, die Farben, die Keramiken enthielten Beimengungen, deren Störendes kunstreich überwunden war, und die nun dem Gefühl, dem Blick, dem Geruch und Geschmack etwas Getöntes, Nuanciertes, Anheimelndes gaben. Die mechanisierte Produktion nennt diese Zutaten Verunreinigung und hat nicht viel Mühe, sie auszuscheiden. Sie hält uns das duftende Prinzip des Veilchens kristallisiert unter die Nase und läßt keine Einwendung zu. Sie schafft Extrakte, Reinkulturen, Normative. Aber solche Produkte ohne eigenes Leben, ohne Milderung überreizen und ermüden. So führen sie abermals zum Wechsel, und nebenher, da sie nun einmal ihre Seele verloren haben, zum Surrogat.

Zeigen nun diese Künstlichkeiten, teils überrein, teils flüchtig naturalisiert, teils nachgeahmt, teils appretiert, eine Beauté du diable, im Schimmer

der Neuheit, in dem, was ein Geschäftswort die Aufmachung nennt, und in einer gewissen Keckheit der rasch erdachten Form, so blüht diese Frische schnell dahin; und alsbald klopft das mechanisierte Schicksal, die Mode, an die Tür und weist das früh gealterte Geschöpf in den Vorstadtwinkel, in die Provinz, nach Chile und zuletzt nach Afrika, um der Produktion neue Arbeit zuzuweisen.

So schafft die Mechanisierung sich selbst ungeheuerste Hilfskräfte in dem Warenhunger der Menschen, in der Irrealität, Leblosigkeit und Schattenhaftigkeit ihrer Produkte, und in der Mode.

Doch was ist dieser ephemere Umlauf der Gebrauchsgüter im Vergleich zu jenem zweiten, akkumulierenden, den die Mechanisierung zeitigt! Denn die Menschheit verbraucht nicht alles, was sie schafft; einen großen Teil ihrer Güter speichert sie auf. In welcher Form? Sie baut.

Sie baut Häuser, Paläste und Städte; sie baut Fabriken und Magazine. Sie baut Landstraßen, Brücken, Eisenbahnen, Trambahnen, Schiffe und Kanäle; Wasser-, Gas- und Elektrizitätswerke, Telegraphenlinien, Starkstromleitungen und Kabel; Maschinen und Feuerungsanlagen. Sie melioriert Ländereien, entwässert, reguliert und deicht.

Es ist schwerer, eine sinnliche als eine zahlenmäßige Vorstellung vom Umfange dieser Bauten sich zu machen, die sich für Deutschland jährlich auf mehrere Milliarden belaufen. Schätzungsweise könnte man annehmen, daß die alljährlichen

Erweiterungen Berlins etwa der Wertbewegung gleichkommen, die zum Bau des Perikleischen Athen erforderlich waren. Die Investitionen der deutschen Städte dürften etwa alle fünf Jahre einen Wert erreichen, der an mechanischem Aufwand dem Bauwert des Kaiserlichen Rom gleichkäme.

Wozu dienen nun diese unerhörten Bauten?

Zum großen Teile dienen sie direkt der Produktion. Zum Teil dienen sie dem Verkehr und Handel, somit indirekt der Produktion. Zum Teil dienen sie der Verwaltung, der Wohnung, der Hygiene, somit vorwiegend der Produktion. Zum Teil dienen sie der Wissenschaft, der Kunst, der Technik, dem Unterricht, der Erholung, somit indirekt, und mit einiger Einschränkung, noch immer der Produktion.

Das ist das Saatgut, das die Mechanisierung alljährlich dem Boden anvertraut, und das auf lange Zeiten ihr vielfache Ernte tragen wird. Es ist gleichzeitig der materielle Lohn der Welt für die unsägliche Anstrengung im Joche der Mechanisierung: denn diese Schätze aus Erde, Stein und Metall bedeuten die Zunahme der Nationalvermögen, deren unvorstellbare Zahlen hier auszusprechen nicht verlohnt.

Fassen wir die Reihe dieser Vorstellungen zusammen, so muß uns die Erde als eine einzige, untrennbare Wirtschaftsgemeinschaft erscheinen. Das Anwachsen der Bevölkerung hat dies ungeheure Rad in Schwingung versetzt; nun kreist es, indem es selbsttätig und ununterbrochen seine Masse und Geschwindigkeit vermehrt. Über das Ziel des Schutzes und der Nahrung hinausstrebend

schafft die mechanisierte Produktion dauernd neue Begierden. Schon hat sie die materiellen Lebensbedingungen bedeutend gehoben; sie wird und muß dazu führen, jedes absolute Elend des Besitzes aus der Welt zu schaffen; gleichzeitig saugt ein immer wachsender Warenhunger die gewaltiger sich ergießenden Ströme auf.

Auch in früheren Jahrhunderten war Produktion eine Hauptaufgabe menschlicher Tätigkeit, doch ihre Mittel waren beschränkt und gaben keiner weiteren Hoffnung Raum als der, das Nötigste zu erschwingen und für himmlische und irdische Herren etwas zu erübrigen. Die Entfesselung der Mechanik hat jede Schranke niedergeworfen. Der Teil der menschlichen Tätigkeit in zivilisierten Ländern, der weder direkt noch indirekt der Produktion und ihrem Schutze dient, ist klein geworden. Die mechanisierte Produktion hat sich zum Selbstzweck erhoben.

DIE MECHANISIERUNG DER WELT. III

Mechanisierung und Organisation

Wir haben die Mechanisierung der Güterproduktion betrachtet und uns vergegenwärtigt, wie dieser vielfältige, alles materielle Handeln umschließende Aufbau mit Notwendigkeit aus dem Fundament der Volksverdichtung erwachsen mußte. Damit nun der zum sichtbaren Gesamtgeschöpf erhobene wirtschaftliche Bienenstaat Existenz und Leben gewinnen konnte, mußte ein System un-

sichtbarer Verständigungen, Bindungen und Beziehungen gegeben sein, das die menschlichen Elemente des Organismus zusammenhielt, Beruf und Arbeit verteilte, und gleichzeitig die zu bearbeitende tote Substanz an diese lebenden Elemente kettete. Es mußte für das notwendige Drama der mechanisierten Produktion Textbuch, Inszenierung und Rollenverteilung geschaffen werden.

Den Kern dieser unsichtbaren Ordnung der wirtschaftlichen Welt bildet die Institution des Besitzes, und zwar in der auf das strengste an die Person gebundenen Form des erblichen Besitzes.

Damit nun diese höchst persönliche Institution den mannigfachen Bildungen und Bewegungen der mechanisierten Produktionsform sich anschmiegen konnte, mußte sie in analoger Weise wandelbar und unpersönlich werden. Der Besitz mußte bis ins Kleinste teilbar, bis zum Größten anhäufbar, er mußte beweglich, austauschbar, fungibel, seine Erträge mußten vom Stamme trennbar und für sich verwertbar sein. Kurz, der Besitz mußte im Abbilde den Aufgaben der mechanisierten Wirklichkeit, der Arbeitsteilung, Arbeitshäufung, Organisation und Massenwirkung entsprechen lernen, er mußte mechanisiert werden.

Den mechanisierten Besitz nennen wir Kapital. Der Vorgang, der von außen und physikalisch betrachtet als mechanisierte Gütererzeugung erscheint, dieser Vorgang stellt sich von innen, menschlich und organisatorisch betrachtet, als Kapitalismus dar.

Daher wird der Kapitalismus andauern, solange das mechanisierte Produktionssystem Bestand hat; er wird andauern, gleichviel ob alles Kapital der Welt in den Händen einer Person oder eines Gemeinschaftskörpers vereinigt wird, und somit das, was man heute Transaktion nennt, zur bloßen Buchung herabsinkt. Man kann daher von dem Aufhören der privatkapitalistischen Gesellschaft reden, vorläufig aber nicht von dem Aufhören der kapitalistischen Produktionsweise.

Schon jetzt ist die Mechanisierung des Besitzes so weit vorgeschritten, daß das Kapital in seiner atomistischen Teilbarkeit, Beweglichkeit und Kohäsion auffallende Analogien mit dem Aggregatzustand der Flüssigkeiten aufweist und daher innerhalb gewisser Grenzen den Gesetzen der Hydrostatik und Hydrodynamik folgt. Diese Verflüssigung ist geschaffen worden durch eigenartige Zirkulationsformen, die, von verschiedenster Herkunft und Geschichte, sich allmählich sozusagen zu Münzsorten des Kapitalverkehrs ausgebildet haben. Als Zirkulationsform des Grundbesitzes kann man die Hypothek, den Pfandbrief und die Obligation bezeichnen, als Zirkulationsform der Waren den Wechsel, als Zirkulationsform des Arbeitswertes die Aktie, als Zirkulationsform der Gesamtwirtschaft die öffentliche Anleihe, als Zirkulationsform des unspezialisierten Vermögensanspruchs das Bankguthaben und die Banknote. Im Maße wie die Weltwirtschaft sich ausdehnt, erhöhen sich die Beträge dieser fünf Kategorien, im Maße wie die Wirtschaft dem einen oder anderen Schaffensgebiet sich

zuwendet, variiert die Relation ihrer Wertbemessungen.

In Gestalt der Zirkulationsformen häufen sich die Vermögensbestände in zentralen Behältern, aus denen sie gesammelt oder verteilt den Bestimmungen zugeführt werden. In Argentinien ist der Bau einer Hafenanlage erforderlich. Ein Ventil wird geöffnet: deutsche, französische und englische Bankguthaben und Wechsel werden gegen argentinische Anleihe eingetauscht. Ein zweites Ventil: der argentinische Staat verfügt über sein Guthaben. Und gleichzeitig wird der lebende Vorgang sichtbar, dessen finanzielles Abbild soeben gebucht wurde: aus allen Häfen setzen sich Dampfer nach der Baustelle hin in Bewegung; sie tragen Säcke Zement, eiserne Schienen, Maschinenteile, Kessel, Kleider, Lebensmittel und Menschen. Werkstätten werden errichtet, Erdmengen bewegt, Krane montiert, Löhne ausbezahlt, Ministerreden gehalten, und die vereinigte Weltwirtschaft hat sich längst wieder anderen Aufgaben zugewendet.

In gewissem Sinne läßt sich behaupten, die Mechanisierung des Besitzes sei der Mechanisierung der Produktion bereits vorausgeeilt. Denn indem das Kapital in seinem hydraulischen Zustande jeden Hohlraum des ökonomischen Bedürfnisses auszugleichen, von jeder Anhäufung überflüssiger Produktionseinrichtung abzuströmen strebt, treibt es einerseites zu Neugründungen, andererseits aber auch zu Verschmelzungen und Aufsaugungen. So kann es kommen, daß ein Industrieller in sich selbst die Doppelnatur der Produktionsseite und

der Kapitalsseite seines Unternehmens erlebt: als selbständiger, auf Tradition und patriarchalische Unabhängigkeit gestützter Fabrikant wünscht er die Isolation, als Verwalter eines Kapitals sieht er sich zur Vereinigung mit anderen gedrängt.

Der anonymen, selbsttätig wirkenden und rationalen Organisation des Besitzes steht, nicht minder mächtig, wechselseitig sie stützend und von ihr gestützt, eine zweite Organisation gegenüber, die auf Tradition, Anerkennung, Gewalt und Sanktion sich aufbaut, die Organisation des Staates. In ihr kämpft seit unvordenklichen Zeiten das mystische mit dem mechanischen Prinzip, das erste berufen, Herkommen und Ziele zu festigen, das zweite von den wachsenden Aufgaben und Sorgen des Augenblicks emporgetragen. Die mystische Stärke des Staates lag in seiner uralten Verbindung mit Religion und Kult. Von dem Zeitpunkt an, wo eine veränderte Wirtschaft, eine steigende Bedeutung der Bevölkerungsmenge, ein verstärkter Reibungskoeffizient in der Außenbewegung den Staat veranlaßte, Toleranz zu üben, das Verbrechen der Nebenreligion zu ignorieren, fremdreligiöse Nachbargebiete anzuerkennen, war der Stützpunkt vom Unbedingten, Überirdischen ins Bedingte, Utilitarische verlegt; der religiöse Staat war ein Sakrament, der Verwaltungsstaat ist eine Institution. Das römische Imperium suchte vergeblich nach einem Ankergrund im Absoluten, Unantastbaren; es mußte sich schließlich mit orientalischem Leibgardendespotismus abfinden und ging zugrunde. Der mittelalterliche Staat trug zwar nicht mehr in sich das Licht der Re-

ligion, doch reflektierte er die Strahlen der Kirche; und als die Gewalten sich entzweit hatten, erwies sich die germanische Gefolgeschaftstreue von ausreichender Idealität, um den Monarchen sakrosankt und den mit ihm verketteten Staat intangibel zu machen.

Das erschütterndste Umsturzwort, das je aus königlichem Munde kam, sprach Friedrich der Große, indem er den Herrscher als Staatsdiener definierte. Nicht in der Offenbarung preußischer Sachlichkeit und Pflichtbewußtheit lag das Entscheidende dieses Wortes, sondern vielmehr darin, daß das Königtum vom Mysterium, der Staat vom mystischen Königtum losgebunden wurde, und daß nunmehr der Staat nach Auffassung des königlichen Freigeistes zwar als höchste Einrichtung, immerhin aber nur als Einrichtung der Nützlichkeit und Wohlfahrt und als Menschenwerk dastand.

Dies hindert nicht, daß gerade unsere Zeit, und zwar nicht bloß im feierlichen und festlichen Verkehr, die mystische Seite des Staates und der Staatsautorität zu betrachten liebt. Auch wäre es durchaus verkehrt, den Staat als eine Übergangsform anzusprechen, die geradeswegs zur Aktiengesellschaft höherer Ordnung führt. Noch immer schöpft er seine stärkste Lebenskraft aus absoluten Werten und Notwendigkeiten. Er bleibt der Garant der Nationalität, des Rechtes und der Ordnung; das Jahrhundert der Rationalisierung hat ihm überdies als Ersatz der schwindenden Mystik den Schutz der Religionen, der Erziehung, der Wissenschaft und Kunst übertragen.

Sucht man nun bilanzmäßig zu ermitteln, wie weit der heutige Staat dem Prinzip der Mechanisierung unterliegt und dient, so handelt es sich darum, festzustellen, welche Funktionen ihm akzidentell, welche Funktionen ihm notwendig zufallen; sodann abzuschätzen, wie weit diese notwendigen Funktionen mechanistischer Richtung folgen. Unberücksichtigt, doch nicht unbeachtet mag bleiben, daß der Staat in seinem Aufbau das Vorbild aller mechanistischen Organisationen geworden ist, und daß er an keinem Tage seines aufwandreichen Lebens die gemünzten Hilfsmittel mechanisierter Wirtschaft entbehren kann.

Von der Kirche sind die westlicheren Staatsgebilde in ihrer überwiegenden Mehrzahl losgelöst, ohne daß man sagen könnte, sie hätten hierdurch ihren Staatscharakter eingebüßt.

Das eigentliche Regierungswesen, die Aufsicht über örtliche und departementale Verwaltungen, ist in den angelsächsischen Ländern bis auf eine leichte finanzielle Kontrolle unbekannt, und es denkt niemand daran, im Interesse der Staatsvervollständigung diese Institution einzuführen, ebensowenig, wie man etwa in Frankreich oder in Preußen daran denkt, sie abzuschaffen. Auch sie darf daher nicht als ein notwendiges Organ des Staatskörpers gelten.

Die Aufsicht über das Erziehungswesen ist den Obliegenheiten des Staates erst in jüngster Zeit hinzugefügt worden. Sie zu beseitigen wäre vielleicht kein Fortschritt, doch eine Maßnahme, die dem Staatsleben nichts von seinem inneren Wesen rauben könnte; um so weniger als ein anerkanntes

Erziehungsideal in Ländern starker Interessengegensätze nicht existiert.

Staatliche Unternehmungen des Verkehrs, der Industrie und des Handels, mögen sie als notwendige Funktionen angesehen werden oder nicht, entspringen und dienen der Mechanisierung.

Der Wissenschaftsbetrieb auf Grundlage privater Universitäten und Forschungsinstitute hat in den Vereinigten Staaten sich durchaus ebenbürtig den Staatsbetrieben anderer Länder erwiesen und somit den Begriff der immanenten Notwendigkeit dieser Ressorts erschüttert. Auf dem Gebiet der Kunst ist die Betätigung des lehrenden, bestellenden und bestimmenden Staates in den meisten Kulturländern unbedeutend, wo nicht schädlich.

Die staatliche Finanzwirtschaft beruht, soweit sie Einnahmen schafft, auf mechanisierter Wirtschaft und schließt sich ihr aufs engste an. Soweit sie Ausgaben begleicht, trägt sie die Färbung des Gesamtkörpers, dem sie dienstbar ist, und verhält sich somit im Sinne der gestellten Frage neutral.

Es bleiben, wenn man von allgemeiner Repräsentanz absieht, die integrierenden Funktionen des Staates: äußere Politik und Landesverteidigung, Gesetzgebung und Rechtsschutz.

Entschieden ist die Verteidigung der Nationalität beim heutigen Stande der Zivilisation eine notwendige, ja eine absolute Aufgabe. Indessen wird erhaltende und werbende Politik, verteidigende und angreifende Kriegführung weitaus überwiegend, vielleicht dauernd in den Dienst

sogenannter Lebensfragen gestellt bleiben, die, solange nicht abenteuernde Menschen oder Nationen die Stetigkeit des Geschichtsganges unterbrechen, sich in Fragen der wirtschaftlichen Existenz auflösen lassen. Tatsächlich und normalerweise gelten neun Zehntel der politischen Tätigkeit den wirtschaftlichen Aufgaben des Augenblicks, der Rest den wirtschaftlichen Aufgaben der Zukunft.

Mit Ausnahme gewisser seelenpathologisch, religiös, historisch oder philosophisch gestimmter Gebiete der Kriminalistik, die außerhalb dieser Betrachtung stehen, dient die Justiz der Sicherheit und dem Schutz der wirtschaftenden Person und Gesellschaft auf der Grundlage der bestehenden Besitz- und Mechanisierungsordnung.

Die Gesetzgebung wiederum, die alle Gebiete des öffentlichen und privaten Lebens auf Grund der herrschenden Zeitanschauung regelt und ausgleicht, fügt ebensowenig wie die Säckelmeisterei dem Gesamtbilde eine neue Farbe zu.

So darf man zusammenfassend sagen, daß der heutige Staat trotz der Zuflüsse an absoluten Aufgaben, die ihm im Laufe der letzten beiden Jahrhunderte beschieden waren, in seinem innersten Wesen den Gesetzen und Evolutionen der Mechanisierung gefolgt ist.

Ihn als eine bewaffnete Produktionsvereinigung auf nationaler Grundlage hinzustellen, wäre vielleicht verfrüht; ihn als eine mystische Institution oberhalb der mechanisierten Wirtschaft und Gesellschaft zu betrachten, sicherlich verspätet.

Selbst solche Lebensgebiete, die von materiellen

Zielen und Einwirkungen losgelöst erscheinen, wie Religion und Wissenschaft, haben sich mechanistische Umformungen gefallen lassen müssen. Es ist hier nicht der Ort, zu entwickeln, wie die in Kirchen verkörperten Religionen mit wachsender Gebietsausdehnung und Bekennerzahl sich zu Betrieben ausgestalteten, wie sie lernten, durch stillschweigende wechselseitige Duldung ihrem innersten Wesen das schwere Opfer der Arbeitsteilung zuzumuten, wie sie hierarchisch, finanziell, bureaukratisch und geschäftlich ihre Verwaltungskörper auszubauen gezwungen waren, wie sie propagandistisch konkurrieren, ja selbst mit Gegnern über Teilung der Gebiete, man möchte sagen: des Absatzes, sich verständigen mußten, wie sie unter Ausnutzung jeder aktuellen Verschiebung der Lage politische, wirtschaftliche und soziale Mächte in den Dienst ihrer Interessen zu ziehen hatten.

Der Weltbetrieb der Wissenschaften, neben dem Kapitalismus die großartigste der anonymen und internationalen Organisationen, mit seinen peinlich respektierten Gebietsabgrenzungen, seinem hochentwickelten Informationswesen, seinem großindustriell angelegten Laboratoriumsbetrieb, seiner Wechselbeziehung zur Technik, seinen Verbänden und Kongressen ist genügend gekannt und gerühmt, um eine Vertiefung in seine Mechanisierungsform entbehrlich zu machen.

Mechanisierung und Gesellschaft

So spannen mechanisierte Organisationen ihre vielfachen unsichtbaren Netze über jeden Fußbreit Erde. Hier und da wird eine Masche sichtbar: Absperrungen, Verbote, Aufforderungen, Warnungen, Drohungen säumen unsere Wege.

Aber diese armseligen Verkehrsmaschen bedeuten wenig, verglichen mit jenen zahllosen Bindungen, die mit Ausnahme der Gestirne fast jeden sichtbaren Gegenstand an Personen knüpfen, die jede Tätigkeit an Rechte und Pflichten ketten, die alle Einzelmenschen zu den seltsamsten und mannigfachsten Gemeinschaften vereinigen. Ein erwachsener Deutscher, der vermögenslos aus Amerika heimkehrt, hat, sofern er sich nicht um Wohltätigkeit bewirbt, nur das Recht, sich mit normaler Geschwindigkeit auf öffentlichen Straßen zu bewegen und seine Stimme für die Reichstagswahl abzugeben. Kein komplizierterer und schwierigerer Beruf läßt sich in zivilisierten Ländern erdenken als der des Einsiedlers.

Konnte vorzeiten ein Deutscher sich rühmen, Christ, Untertan, Bürger, Familienvater und Zunftgenosse zu sein, so ist er heute Subjekt und Objekt zahlloser Gemeinschaften. Er ist Bürger des Reichs, des Staates und der Stadt, Eingesessener des Kreises und der Provinz und Mitglied der Kirchengemeinde; er ist Soldat, Wähler, Steuerzahler, Inhaber von Ehrenämtern; er ist Berufsgenosse, Arbeitgeber oder -nehmer, Mieter oder

Grundbesitzer, Kunde oder Lieferant; er ist Versicherungsnehmer, Mitglied gewerblicher, wissenschaftlicher, unterhaltender Vereinigungen; er ist Kunde einer Bank, Aktionär, Staatsgläubiger, Sparkontenbesitzer, Hypothekengläubiger oder Schuldner; er ist Mitglied einer politischen Partei; er ist Abonnent einer Zeitung, des Telephons, des Postscheckkontos, der Trambahn, der Auskunftei; er ist Kontrahent von Verträgen, mündlichen und schriftlichen Verpflichtungen; er ist Sportsmann, Sammler, Kunstliebhaber, Dilettant, Reisender, Bücherleser, Schüler, Akademiker, Inhaber von Zeugnissen, Legitimationen, Diplomen und Titeln; er ist Korrespondent, Firma, Referenz, Adresse, Konkurrent, er ist Sachverständiger, Vertrauensmann, Schiedsrichter, Zeuge, Schöffe, Geschworener; er ist Erbe, Erblasser, Gatte, Verwandter, Freund.

Diese Bindungen bedeuten die Verzweigungen der Nervenfasern im bloßgelegten Inneren der mechanistischen Wirtschaft. Um aber das Gewebe der Gesellschaft, der belebten Trägerin der Mechanisierung, vollkommener zu überblicken, muß das Auge auch auf den Einschlag dieser lebendigen Kette gerichtet werden: den Beruf.

Aus diesen beiden Elementen: Bindung und Beruf, entwickelt sich die entscheidende Eigenschaft der mechanisierten Gesellschaft, ihre Homogenität.

Schon apriorisch leuchtet es ein, daß eine lebende Maschinerie, um den Produktionsprozeß der Erde zu tragen, aus gleichmäßigem, normalem und festen Material bestehen muß, daß ihre Teile

massenhaft produzierbar und auswechselbar, fest ineinandergefügt und reibungslos, geschwindester und gleichförmigster Bewegung fähig sein müssen.

Die Bindungen tragen zur Homogenisierung bei, indem sie bewirken, daß Jeder mit Jedem sich berührt, reibt und schleift, daß eine große Zahl gemeinsamer Kenntnisse, Verwaltungs- und Verkehrsmethoden zum Gemeingut wird, daß der Einzelne lernt, sich zurechtzufinden, anzupassen, umzugehen, und sich von der Abgrenzung der Interessengebiete, der Beschränkung der Willkür und der Zusammenwirkung des Ganzen eine Vorstellung zu bilden. Jedes der mechanisierten Gesellschaftselemente ist ein wenig alles in allem: Politiker, Geschäftsmann, Unterhändler, Redner, Disponent und Organisator; ein jeder ist Träger von Verantwortung, welche füglich als Mechanisierungsform der Pflicht und, bei ihrem merklich materiell und militärisch gefärbten Charakter, schlechtweg als die ethische Kategorie der Mechanisierung angesehen werden kann. Erfreulich tritt der Ausgleich der Qualitäten zutage in der schnell erworbenen und bewährten Fähigkeit unserer Arbeiter, zu urteilen, zu handeln und zu disponieren.

Selbst die scheinbar trennende Spezialisierung des Berufes muß zur Homogenität führen. Denn eine reichliche Ansammlung in letzter Linie ähnlicher Vorkommnisse erzeugt analoge Geistesdispositionen; die Anwendung gleichartiger Denk- und Arbeitsformen wirkt entscheidender als die Ungleichartigkeit der Anwendungs- und Arbeitsgebiete; die Gleichförmigkeit der Arbeitszeit und

Erholungsdauer entscheidender als die Verschiedenheit der Arbeitsstelle; die Gleichwertigkeit der Einkommen entscheidender als die Ungleichheit der Quellen, aus denen sie fließen.

Ein Rechtsanwalt von heute ähnelt seinem medizinischen Stammtischgenossen weit mehr, als ein Leinenweber einem Tuchmacher von ehedem. Und mehr noch ähneln sich ihre Häuslichkeiten, ihre Lebensgewohnheiten, ihre Kleidungen, ihre Denkweisen und ihre Wünsche.

Vor allem aber trägt die zunehmende Intellektualisierung der Berufe dazu bei, gleichartige Menschen zu schaffen. Die alte Güterproduktion verlangte vom Einzelnen einen periodischen Kreislauf bereitender, schaffender, fertigender und verwertender Tätigkeit, denn das Werk eines jeden Menschen war ein Ganzes. Deshalb mußte viel Manuelles und viel Ungeistiges, viel Abwarten und viel Umstand in Kauf genommen werden. Heute ist alle Arbeit unterteilt und daher konzentriert; die Phasen sind beseitigt, und der arbeitende Mechanismus erfordert mehr denkende Überwachung als handfestes Zugreifen. Im Gegensatz zu den alten Aufgaben, die sich periodisch wiederholten und daher den Wert der Erfahrung aufs höchste schätzen ließen, die aber in ihrer Wiederholung der Phantasie und der Erkenntnis unmerklich wachsenden Spielraum gestatteten, steht der Schaffende und Überwachende unserer Zeit beständig vor scheinbar neuen Problemen, die sich aber alle mit gleichen Denkformen bewältigen lassen und daher die Gleichförmigkeit des Handelns vermehren: so etwa, wie in einem Buch mit Regeldetrieaufgaben das

hochgemute Auftreten von Wasserstrahlen, Schnellläufern und Handelsleuten nur eine wechselnde Umschreibung der nämlichen einfachen Gleichungsformel bedeutet.

Fügt man dem physischen und intellektuellen Ausgleich der Lebensbedingungen die Wirkungen eines beständig wachsenden Volkswohlstandes hinzu, so erhält man die Grundbedingungen der Mittelstandstendenz, die für die mechanisierte Gesellschaft bezeichnend ist.

Die bürgerliche Gesellschaft Deutschlands ist weit jünger als die englische und französische. Von ihrer Entstehung an, die in die Mitte des XVIII. Jahrhunderts fällt, war sie hundert Jahre lang arm, und diese Armut, verbunden mit einer edlen Stärke der Entsagung, trug reiche geistige Frucht, die zur Ernte der romantischen Periode und des Konstitutionskampfes reifte. Der Merkantilismus der Mechanisierungszeit brachte ihr unerhörten Zuwachs an Wohlstand und raubte ihr dafür einen Teil ihrer geistigen Werte. Im letzten Menschenalter allein hat sich die Zahl der Einkommen, die selbständigen kommerziellen Verantwortungen entsprechen, zum mindesten verhundertfacht und Raum geschaffen für eine Breite des bürgerlichen Behagens und Luxus, wie sie nur in England bekannt war. Behausung, Kleidung, Bedienung und Unterhaltung zeigen die Merkmale dieser Steigerung, die vielleicht von allen Entwickelungsformen der neuen Zeit die beispielloseste ist. Denn die Geschichte bietet uns zwar Vorgänge von maßlosem Reichtum und Prunk einzelner Personen und Kliquen: die Exi-

stenz von Hunderttausenden begüterter, ja nach früheren Begriffen reicher Menschen in einem Lande ist aber gänzlich ohne Präzedenz und führt zu unabsehbaren Folgen, die man als Grunderscheinung der neuzeitlichen Umgestaltungen anzusehen sich versucht fühlen könnte, wenn es nicht klar zutage läge, daß sie als Sekundärerscheinungen von der Verdichtung und Mechanisierung abhängen.

Zunächst aber hat dieser Reichtum eine Verarmung herbeigeführt; nicht an Vorstellungen und Kenntnissen, sondern an Wertungen, nicht an Wünschen und Zwecken, sondern an Idealen. Dieser homogenisierten Gemeinschaft sind gemeinschaftliche Urteile und Ziele noch nicht erwachsen, es sei denn solche von handgreiflicher Utilität; es ist, als sei dem Gesamtkörper ein Innenleben noch nicht erwacht, oder als seien seine ersten Regungen vom Lärm der Interessen übertäubt. Noch mehr: eine unbewußte Reaktionsbewegung der Elemente gegen ihre Homogenisierung zwingt sie, noch einmal jedes erschwingliche Quantum von Individualität nach außen zu kehren und zur Wahrung vermeintlicher Originalität sich jeder offenkundigen Gemeinschaftstendenz zu entziehen. So wurde in Deutschland nicht einmal für die Freude am Vaterland ein kulturell gültiger Ausdruck gefunden: der unterwürfigen Devotion und dem aggressiven Gebaren des Vereins- und Geschäftspatriotismus wurde eine selbstvertrauende Heldenverehrung, ein sicheres Nationalbewußtsein, wie es die Kraft der Engländer ausmacht, nicht entgegengesetzt.

Von der ideenbildenden Fähigkeit des deutschen bürgerlichen Intellektualismus aber hängt es ab, ob und wann er berufen ist, die Verantwortung für das kulturelle und politische Leben zu übernehmen, die ihm nach dem Lauf der mechanischen Entwicklung beschieden ist. Heute trägt er in Deutschland von dieser Verantwortung nur einen kleinen Teil, obwohl die bedeutendsten materiellen Aufgaben: die Versorgung des Volkszuwachses und die Bewältigung der Staatslasten, auf seinen Schultern ruhen.

Denn nach zwei Seiten hin findet in Deutschland die Homogenisierung wo nicht Grenzen, so doch Hemmungen, die zwar in manchem Sinne überschreitbar und überschritten, für die heutige Kräfteverteilung jedoch von entscheidender Bedeutung sind. Es wird späteren deutschen Geschichtschreibern schwer verständlich sein, wie in unserer Zeit zwei Schichtungssysteme sich wechselseitig durchdringen konnten: das erste ein Überrest der alten Feudalordnung, das zweite, das Kapitalistische, eine Nebenerscheinung der Mechanisierung selbst. Noch seltsamer aber muß es berühren, daß die neuentstandene kapitalistische Ordnung zunächst dazu beitragen mußte, den Bestand der Feudalordnung zu stützen.

Tatsächlich herrscht heute in den entscheidenden deutschen Staaten politisch und militärisch derjenige Rest der früheren Oberschicht, der sich in der Form eingesessenen Adels erhalten hat. Aus zwei Gründen konnte er seine Macht bewahren: einmal, weil sein gesunder Instinkt ihn an die Landwirtschaft fesselte, die unter der Betriebsform des

Großgrundbesitzes im verflossenen Jahrhundert einen bedeutenden mechanistischen Aufschwung erlebte, und die noch heute eine starke Kontrolle der Landbevölkerung ermöglicht; sodann, weil eine Anzahl europäischer Dynastien, durch die kapitalistische Ordnung bedenklich gemacht, um so enger mit denjenigen Mächten verbündet zu bleiben wünschten, die durch Tradition ihren Häusern nahestanden, und die bei einem Umsturz am meisten zu verlieren hatten. Freilich wurden diese Erwägungen zumeist verlassen, sobald die Verhältnisse zu einer gewissen Reife gediehen waren: wie ein Kapitän beim Sturm sein Schiff lieber auf hoher See als verankert sieht, so wurde in solchen Fällen die Monarchie der Tragkraft der gesamten Nation anvertraut. So bestehen denn feudal verankerte Dynastien nur noch in Mitteleuropa.

Daß die zweite der bestehenden Schichtungen, die kapitalistische, und mit ihr die gewaltigste der einheitlichen Bewegungen unserer Zeit, der sozialistischen, nicht in den Mittelpunkt dieser Gesellschaftsbetrachtung gerückt ist, mag befremden und bedarf der Rechtfertigung.

Zweifellos ist es der schwerste Vorwurf, welcher der Zivilisation unserer Zeit gemacht werden kann, daß sie die Beschränkung eines Proletariats zuläßt, wenn unter einem solchen eine Bevölkerungsklasse verstanden wird, deren Angehörige unter normalen Verhältnissen zu selbständiger Verantwortung und unabhängiger Lebensführung nicht vordringen können. Die schärfste Zuspitzung dieses Vorwurfs: daß nämlich innerhalb dieser Klasse zeit- und stellenweise Not

und Elend haust, wird als berechtigte Klage durchweg anerkannt und Abstellung der Übel mit Ernst und nicht ohne Erfolg angestrebt; so daß die Frage des Notstandes hier ausgeschieden werden darf.

Erstrebt nun der Sozialismus die Beseitigung wirtschaftlicher Ungerechtigkeit, die Hebung oder Umschmelzung des Proletariats, so muß diese Weltaufgabe mit hohem Respekt betrachtet und jeder Schritt zu ihrer Förderung als Zivilisationsetappe begrüßt werden. Doch darf man vom Standpunkt einer über den Augenblick hinausgehenden Betrachtung nicht übersehen, daß es sich hier um Remeduren, und zwar materielle Remeduren, nicht um absolute Schöpfung und Ideen handelt. Deshalb ist es dem Sozialismus nicht gelungen, eine Weltanschauung zu schaffen; was er über das materiell praktische Erstreben hinausgreifend zustande gebracht hat, ist stark anfechtbares popularphilosophisches Erzeugnis. Sozialismus bleibt Zeitaufgabe, solange er sich nicht zur Transzendenz zu erheben und neue Ideale für die gesamte Menschheit und ihren geistigen Besitz aufzustellen vermag. Dann aber würde sein innerstes Wesen sich wandeln und ein großer Teil des materiellen Rüstzeugs abgestreift werden müssen.

Aber auch innerhalb der Grenzen der Zeitaufgabe besitzt der Sozialismus nicht die Stärke der Konsequenz und Unausweichlichkeit, die ihn zum Pol der gesellschaftlichen Entwicklung machen könnte, denn er verkennt den Dualismus der Arbeit. Erfindung und Ausführung, Anordnung und

Leistung werden sich niemals dauernd und grundsätzlich vereinigen lassen, am wenigsten in einer mechanistischen und arbeitsteilenden Gemeinschaft. Immer werden die intuitiv, phantastisch, künstlerisch und organisatorisch Veranlagten den handgreiflich, praktisch, suggestiv Veranlagten gegenüberstehen. Eine Arbeitsverschmelzung der beiden Kategorien ist innerhalb der uns bekannten menschlichen Eigenschaftszonen nicht denkbar, vielleicht nicht einmal wünschbar.

Befreit man somit das Problem von der nüchternen Phantastik mechanisch konstruierter Paradiese, so bleibt als Kern die große und ernste Aufgabe einer Reform des Proletariats. Ihre Lösung muß einsetzen an dem Punkte der höchsten Ungerechtigkeit: bei der lebenslänglichen, ja erblichen Unentrinnbarkeit des Proletarierschicksals. Die Lösung ist möglich, wenn sie darauf abzielt, die Einsperrung der Vermögen, ihre allzustarre Kettung an Personen, Familien, Genossenschaften zu sprengen, eine gerechtere Bindung des Wohlstandes an wirtschaftliches und geistiges Verdienst zu sichern und jedem die geistigen Werkzeuge erschwinglich zu machen, die zum Wettkampf befähigen. Diese Gesamttendenz habe ich vor Jahren mit dem Namen Euplutismus bezeichnet; ihre Mittel bestehen vornehmlich in der Beseitigung aller Rechte, die den Charakter von Privatmonopolen tragen, in der Beschränkung des Erbrechts, in einer gegen mühelos und ungerechte Bereicherung gerichteten Gesetzgebung, in der Ausgestaltung der Volkserziehung.

Sicherlich wird die Durchführung dieser Grund-

sätze Menschenalter erfordern, aber ebenso sicherlich wird sie erfolgen, und ihre Ergebnisse werden den Beweis erbringen, daß es zur Abstellung einer wirtschaftlichen Ungerechtigkeit keines Weltbrandes bedarf. Noch vor dieser Erfüllung aber wird das soziale Problem eine Umgestaltung erfahren, und zwar in dem Sinne, daß die Homogenisierung, weit über die Grenzen der bürgerlichen Gesellschaft hinausgreifend, einen bedeutenden und zwar den wertvollsten Teil des Proletariats assimiliert haben wird.

Denn schon heute erreichen, dem ehernen Lohngesetz zum Trotz, das seinen Trugschluß an die stillschweigende Voraussetzung unbeschränkten Arbeitsangebotes knüpft, die Einkünfte geschulter Qualitätsarbeiter ein höheres Niveau als das des bürgerlichen Durchschnitts, und gleichzeitig hiermit werden bürgerliche besitzschützende Interessen rege. Die mechanistische Produktion aber muß die ihr vorgeschriebene Richtung verfolgen und beständig darnach trachten, mechanische Arbeit durch Überwachungsarbeit, ungeschulte durch Qualitätsarbeit zu ersetzen, die sie nicht nur höher bezahlen kann, sondern vielmehr so reichlich bezahlen muß, daß Aufmerksamkeit und Stimmung des Arbeiters ihren Zwecken erhalten bleiben. Wollte man dieser Bewegung vorwerfen, daß sie nach Auswahl der Qualifizierten ersten, zweiten und dritten Grades schließlich ein doppelt verelendetes Proletariat Unqualifizierter, Arbeitsunwilliger und Arbeitsunfähiger zurückläßt, so wäre zu erwidern, daß ein Idealzustand auf Erden freilich die Abschaffung aller wirtschaftlichen Be-

schränkung erfordern, daß dieser Idealzustand aber gleichzeitig die ausschließliche Existenz brauchbarer Menschen beanspruchen würde. Solange dies Ideal nicht erfüllt ist, wird es des Kontrastes zwischen beschränkter und reichlicher Lebensführung bedürfen, um Regungen der Indolenz zu überwinden, die der Gemeinschaft schaden. Freilich wird es um so dringender die Aufgabe der Gesellschaft sein, dafür zu sorgen, daß jeder Willige durch eigene Kraft dem Zustande der Beschränkung sich entwinden kann.

DIE MECHANISIERUNG DER WELT. V

Mechanisierung und Leben

Die umgestaltete Produktionsform, die umgestaltete Gesellschaft und Welt wirken auf das Einzelleben zurück; sie schaffen ihm neue Vorstellungen, Aufgaben, Sorgen und Freuden und formen die Persönlichkeit derart, wie die Maschine beim Einlaufen ihren Teilen die rechte Gefügigkeit gibt, daß die Elemente mit geringster Reibung, mit Ausnutzung aller vorhandenen Kräfte, unter Ersparnis an Zeit und Material willig, nachhaltig und rückhaltlos in den Massenprozeß sich einfügen und seinem rastlosen Anwachsen dienstbar werden.

Der Mensch früherer Zeiten kannte den Kreislauf der Natur, die ihn umgab; er kannte die Wiesen, Felder, Wälder und Hügel seiner Gegend; die Straßen und Gebäude seines Ortes, die nicht

gerade zahlreichen Waren und Gerätschaften, die man dort feilhielt und die Heiligenbilder der Kirchen; er hatte etwas Lesen, vielleicht auch Schreiben und Rechnen gelernt, wußte manches aus den Heiligen Schriften und verstand sein Handwerk. Vielleicht war er als Geselle gewandert, vielleicht hatte er große Herren vorüberziehen, Kirchenfeste sich entfalten sehen; dann und wann vernahm er von fernen Erdbeben, Kriegen und Seuchen, erblickte eine Feuersbrunst, ein Meerwunder, ein afrikanisches Tier; im übrigen waren die Ereignisse seines Lebens die natürlichen, von Geburt und Tod umschlossenen. Das Alltägliche war wunderbar, das Wunderbare alltäglich, alles stimmte zum Betrachten und zum Vertiefen, nichts zum Urteilen. Die seltenen Ereignisse erschüttern; sie hinterließen lange Erinnerungen, die sich mit langen, zuversichtlichen Hoffnungen zu einem ruhigen Fluß des Erlebens vereinigten.

Vor wenigen Jahrzehnten waren Lebenskreise ähnlicher Geschlossenheit und Rundung etwa noch in den Alpentälern von Tirol oder auf friesischen Inseln zu finden; heute würde es nicht genügen, bis in die Kleinstädte von Mittelrußland vorzudringen, um ihre Spuren aufzusuchen. Welche Änderung des Horizontes hat unterdessen etwa der mittlere Bürger des neuen Deutschen Reiches erfahren!

Er verläßt die Schule mit einer Übersicht der vergangenen und der gegenwärtigen Welt, mit einer skizzierten Kenntnis mehrerer Sprachen, verschiedener Rechnungsmethoden; er hat einen Begriff von der Mannigfaltigkeit der Lebensein-

richtungen, von der Schematisierung der Naturerscheinungen. In millionenfachen Reproduktionen sind Kunstwerke aller Zeiten, Baustile, Landschaften, Völkerschaften an ihm vorübergezogen. Der Weg durch eine städtische Straße hat ihm mehr Gattungen von Waren, Gerätschaften, Apparaten und Mechanismen vor Augen geführt, als Babylon, Bagdad, Rom und Konstantinopel kannten. Das Arbeiten der Maschinen, der Verkehrsmittel, der Fabrikationen ist ihm alltäglich, der Anblick von Menschen aller Professionen und Länder, von Tieren und Pflanzen aller Zonen nicht überraschend. Er kennt Ausflüge, ja Reisen über meilenweite Gebiete; Feste, Aufzüge, Vorführungen, Unglücksfälle, Kriegsübungen sind ihm geläufig. Er ist gewohnt, Bücher zu lesen, hunderte von Gegenständen zu benutzen, teilweise zu besitzen; er ist gewohnt, Speisen und Vergnügungen aus aller Herren Länder zu genießen, sich zu unterhalten und unterhalten zu lassen. Die Erlernung des Berufes bringt weitere Kenntnis von Methoden und Hilfsmitteln, seine Ausübungen an wechselnden Stellen und Orten neue Erfahrung von Lebensverhältnissen, Umgang und Organisation.

Aber mit der Lehrzeit und Berufseinrichtung läßt der Strom der zudringenden Notionen nicht nach. Täglich mindestens einmal öffnet das Welttheater seinen Vorhang, und der Abonnent des Zeitungsblatts erblickt Mord und Gewalttat, Krieg und Diplomatenränke, Fürstenreisen, Pferderennen, Entdeckungen und Erfindungen, Expeditionen, Liebesverhältnisse, Bauten, Unfälle, Büh-

nenaufführungen, Spekulationsgeschäfte und Naturerscheinungen; an einem Morgen während des Frühkaffees mehr Seltsamkeiten, als seinem Ahnherrn während eines Menschenlebens beschieden waren. Und zu dieser freiwilligen Aufnahme an Information gesellt sich die berufliche: die Korrespondenz des Kaufmanns, das Kundengeschäft, der Verkehr mit Angestellten und Vorgesetzten, mit Behörden und Geschäftsleuten bringt vom Morgen bis zum Abend soviel an Tatsachenmaterial, das gemerkt und verarbeitet werden muß, daß hunderte von Papierfabriken ganze Waldungen in weiße Bänder verwandeln müssen, um die Erinnerungszeichen an einen kleinen Teil dieser Neuigkeiten aufzunehmen.

Das Beängstigende der Bilderflucht ist ihre Geschwindigkeit und Zusammenhanglosigkeit. Bergleute sind verschüttet: flüchtige Rührung. Ein Kind mißhandelt: kurze Entrüstung. Das Luftschiff kommt: ein Moment der Aufmerksamkeit. Am Nachmittag ist alles vergessen, damit Raum im Gehirn geschaffen werde für Bestellungen, Anfragen, Übersichten. Für die Erwägung, das Erinnern, das Nachklingen bleibt keine Zeit.

Wie entledigt sich nun der Geist überflüssiger Notionen? Durch Urteil. Die Erscheinung wird besiegelt, etikettiert und eingereiht; so ist sie erledigt, indem sie sich scheinbar in einen Zuwachs an Erfahrung, vielfach nur in einen Zuwachs an Vorurteil verwandelt hat. Aber selbst das Vorurteil scheint erträglicher als die Urteillosigkeit, eben deshalb, weil es Vorstellungen verdauen hilft und in Zweckdienlichkeiten verwandelt. So wird

geurteilt von früh bis spät: dies ist gut, dies ist nützlich, dies ist ungerecht, dies ist töricht. Selbst die Unterhaltung wird zu einem Dialog von Urteilen, die leicht, verantwortungslos, unsachlich und schematisch vorgebracht werden. Im Hagel der Tatsachen erstirbt die Verwunderung, der Respekt vor dem Ereignis, die Empfänglichkeit, und gleichzeitig erhöht sich die Begierde nach neuen Tatsachen, nach Steigerungen. Wird die Begierde nicht gesättigt, so tritt eine verzweifelte Erschöpfung ein, die dem Menschen seine eigene Lebenszeit hassenswert erscheinen läßt und daher Langeweile genannt wird.

Mechanistisch betrachtet ist die Langeweile das Warnungssignal, das dem Menschen in die Ohren bläst: er sei zeitweilig ausgeschaltet aus dem allgemeinen Werben und Walten, und ihn zum Zwang der Arbeit oder des Genusses antreibt.

Die Arbeit selbst aber ist nicht mehr eine Funktion des Lebens, nicht mehr eine Anpassung des Leibes und der Seele an die Naturkräfte, sondern weitaus eine fremde Funktion zum Zweck des Lebens, eine Anpassung des Leibes und der Seele an den Mechanismus. Denn mit Ausnahme der wenigen freien Berufe, deren Wesen ungeteilt und Selbstzweck ist, der künstlerischen, wissenschaftlichen und sonsthin schöpferisch gestaltenden Arbeit, ist der mechanisierte Beruf Teilwerk. Er sieht keinen Anfang und kein Ende, er steht keiner vollendeten Schöpfung gegenüber; denn er schafft Zwischenprodukte und durchläuft Zwischenstadien. Auch er kann angepaßten Naturen eine absolut erscheinende Befriedigung

gewähren, insbesondere da, wo er mit Privilegien und Befugnissen operiert; im allgemeinen aber trägt er seine Belohnung nicht in sich, sondern hinter sich, er verlangt nicht sowohl Liebe als Interesse.

Mit der Abkehr des Berufes von der Natur zur Mechanisierung haben sich weitere Änderungen seines Wesens vollzogen.

Zum ersten: der alte Beruf war gegründet auf Erfahrung und Erlernung. Der Sohn vollbrachte im Kreislauf des Jahres, was der Vater im Kreislauf des Jahres vollbracht hatte. Der Alte hatte die längere Übung, er hatte mehr Zwischenfälle erlebt: so war er geschulter und weiser. Zu ihm blickte man auf, er war Autorität. Was das junge Geschlecht zum Ererbten hinzufügte, war freiwilliger Tribut an die langsam sich ändernde Meinung der Zeit, nicht Not und Zwang.

Wollte heute einer sein Land bestellen, seine Schuhe fertigen, seine Schnittware verkaufen, wie es ihn seine Vorfahren gelehrt, er wäre bald mit seiner Weisheit am Ende; könnte er sie bei seinen wechselnden Zwischenfällen um Rat fragen, er erhielte falsche Auskunft. Er muß wie ein Fechter der launischen Mechanisierung ins Auge schauen, ihre Finten parieren, ihren Stößen zuvorkommen. Er muß planen, erfinden, nachahmen, ausprobieren, um sich zu erhalten. Den Begriff der Autorität versteht er nicht mehr, und Respekt hat er nur da, wo er Erfolg sieht.

Zum Zweiten. Der Nachbar von ehedem ist der Konkurrent von heute. Selbst die Landwirtschaft unterliegt der Konkurrenz, obwohl der

Feind jenseits der Grenzen, ja des Meeres wohnt. Die Arbeit ist nicht mehr allein ein Ringen mit der Natur, sie ist ein Kampf mit Menschen. Der Kampf aber ist ein Kampf privater Politik; das intrikateste Geschäft, das vor weniger als zwei Jahrhunderten von einer Handvoll Staatsmännern geübt und gehütet wurde, die Kunst, fremde Interessen zu erraten und den eigenen dienstbar zu machen, Gesamtlagen zu überschauen, den Willen der Zeit zu deuten, zu verhandeln, zu verbünden, zu isolieren und zu schlagen: diese Kunst ist heute nicht dem Finanzmann allein, sondern in gewahrtem Verhältnis dem Krämer unentbehrlich. Der mechanisierte Beruf erzieht zum Politiker.

Deshalb hält der Berufsmensch sich für befähigt, nicht nur die eigenen, sondern auch die Angelegenheiten der Gemeinschaft zu beurteilen, zu beraten und notfalls zu verwalten. Er findet sich nicht mehr in den Gedanken einer über ihm schwebenden, von der Gottheit inspirierten und ihr allein verantwortlichen Erbweisheit; patriarchalische Fürsorge empfindet er nicht wohltuend, sondern kränkend.

Zum Dritten. Der Beruf ist ernst und lehrt Sorgen. Niemand nimmt sich des Irrenden, des Fallenden an; der Mann trägt in seiner Hand sein bürgerliches Schicksal und das der Seinen. Eine Verkennung der Zeit, ein Nachlassen der Kräfte, ein unheilbarer Mangel der Ausbildung, eine Handlung der Leidenschaft: und das Gebäude langer Arbeitsjahre stürzt ins Nichts. Deshalb empfindet der Mensch seine eigene Verantwor-

tung, aber auch die seines Nächsten. Er steht der Allgemeinheit mit einem starken Anspruch an Recht gegenüber und mit einer entschiedenen Meinung des für ihn Wünschenswerten. Er ist schwer zu behandeln, schwer zu überzeugen, denn er fühlt sich in allen Dingen, die ihn von fern oder nah angehen, als neue Kategorie: als Interessent.

So wird in der Schule des Berufes der Mensch seltsam gemodelt. Mag ihm die Arbeit eine Freude sein, so ist sie nicht mehr die Freude des Schaffens, sondern des Erledigens. Eine Aufgabe ist gelöst, eine Gefahr ist beseitigt, eine Etappe gewonnen: nun zur nächsten und zur folgenden. Die Zeit eilt, die Konkurrenz treibt, die Ansprüche wachsen, da bleibt nicht viel zu sinnen, sich des Erschaffenen zu freuen, es mit Liebe zu betrachten und zu verschönern; genug, wenn es strengen, allgemein formulierten Ansprüchen genügt. Der Erfolg liegt nicht in der Vollendung, sondern in der Erweiterung; zehnmal, hundertmal das gleiche Produkt wiederholen, in kürzester Zeit, mit möglichster Ersparnis, das bringt Nutzen. Die Arbeit wird extensiv, wie die Produktion es geworden ist; die glückbringende Arbeit ist die, welche sich vervielfältigt.

Die Arbeit aber wird mehr und mehr vergeistigt. Kaum daß sich die Hand bewegt, eine Zahlenreihe zu schreiben, eine Schraube zu verstellen; je apathischer die Gliedmaßen ruhen, desto erregter arbeitet das Gehirn. Und doch ist es mit ruhigem Nachdenken nicht getan; Angst, Begierde, Leidenschaft müssen wirken, damit nichts vergessen, nichts versäumt, nichts verloren werde.

Diese Spannung erträgt der Mensch, dessen Großvater Hans Sachs oder der Müller von Sanssouci oder der Pastor Schmidt von Werneuchen gewesen ist. Von der Flut zusammenhangloser Eindrücke bestürmt, zwischen Langeweile und Interesse eingespannt, eilig, rastlos, sorgenvoll und überbürdet, leidenschaftlich aber lieblos wirkend, zehrt er von Geist und Seele, um einen Tag zu leben; und ist der Tag verlebt und verbracht, so verfällt er der Erschöpfung, die nicht Ruhe, sondern Genüsse verlangt.

Die Genüsse des Berufsmenschen sind ebenso extensiv wie seine Arbeit. Der Geist, nachzitternd von den Erregungen des Tages, verlangt in Bewegung zu verharren und einen neuen Wettlauf der Eindrücke zu erleben, nur daß diese Eindrücke brennender und ätzender sein sollen als die überstandenen. In Worte und Töne sich zu versenken, ist ihm unmöglich, weil die Gedankenflucht des Schlaflosen ihn durchfiebert. Gleichzeitig pochen die gequälten, unterdrückten Sinne an ihre Tore und verlangen Berauschung. So werden die Freuden der Natur und Kunst mit Hohn ausgeschlagen, und es entstehen Vergnügungen sensationeller Art, hastig, banal, prunkhaft, unwahr und vergiftet. Diese Freuden grenzen an Verzweiflung, sie erinnern an die Freier Homers, die beim Herannahen des Schicksals blutiges Fleisch lachend verzehren, während die Tränen ihnen über die Wangen laufen. Ein Sinnbild entarteter Naturbetrachtung ist die Kilometerjagd des Automobils, ein Sinnbild der ins Gegenteil verkehrten Kunstempfindung das Verbrecherstück des Kinematographen.

Aber selbst in diesen Tollheiten und Übereizungen liegt etwas Maschinelles. Der Mensch, im Gesamtmechanismus Maschinenführer und Maschine zugleich, hat unter wachsender Spannung und Erhitzung sein Energiequantum an das Schwungrad des Weltbetriebes abgegeben. Ein rauchender Motor ist kein beschauliches Arbeitstier, das sich unter freiem Himmel weiden läßt; man schmirgelt ihn ab, schmiert ihn, feuert den Kessel, und schon stampft der eiserne Fuß mit neuen Kräften seinen Zyklopentakt.

DER MENSCH IM ZEITALTER DER MECHANISIERUNG UND ENTGERMANISIERUNG

Das Blut

Wollen wir uns die Wandlungen vergegenwärtigen, die dem Naturell des westlichen Menschen in den letzten Jahrhunderten beschieden waren, und die noch erstaunlicher sind als die Veränderungen seiner Umwelt und seines Lebens, so müssen wir uns daran erinnern, daß ein Rassenwechsel, die Aufzehrung einer Oberschicht mit dem Verdichtungs- und Mechanisierungsprozeß Hand in Hand ging. Ja, es bestand zwischen diesen Erscheinungen eine doppelte, zum Kreislauf geschlossene Kausalverbindung: die Verdichtung brachte den Rassenwechsel hervor, und der Rassenwechsel allein konnte die Voraussetzungen der entfesselt fortschreitenden Verdichtung schaffen, die Mechanisie-

rung der Produktion, der Gesellschaft und des Lebens.

Denn die germanischen Herren des Abendlandes waren unfähig, diesen Prozeß heraufzuführen, unfähig selbst, ihn zu erleiden. Der Strenge und Schönheit nördlichen Waldlandes wo nicht entstammend, so doch durch Jahrtausende verbunden, von der Seligkeit des Kampfes mit Natur und Geschöpfen erfüllt, froh in der Kraft und Freiheit des Leibes, nichts verehrend als das Mutvolle, das Unberührte und Überirdische, ein Volk von heiterem Ernst, von kindlicher Männlichkeit, unschlauer Klugheit, träumender Wahrheitsliebe, der Tat geneigt, dem Tun abhold, so traten sie auf die Bühne der Welt, als Schicksal der Antike und als Herren einer neuen Zeit.

Als Herren und Freie blieben sie Krieger und Landleute, und wo wir heute noch ihre Überlebenden erblicken, da sind sie ihrem alten Wesen treu geblieben, der Mechanisierung nicht oder widerstrebend gefolgt, nirgends ihre Förderer gewesen. Selbst da, wo sie unentrinnbar in neuzeitliches Getriebe verstrickt wurden, haben sie den Mechanismus in eine stillere Sphäre eingeschlossen; ein holsteinischer Kramladen wird sachlicher, zweckfreier und ungeschäftlicher geleitet als eine amerikanische Kirche.

Denn einer reinen furchtlosen Natur ist das Zweckhafte fremd. Die Furcht erspäht hinter den Dingen Gefahren und Hoffnungen, sie flüchtet in die Zukunft, indem sie die Gegenwart vernichtet. Der Muthafte läßt sich die sinnliche und übersinnliche Gegenwart genügen, er respektiert die

Dinge, liebt sie um ihrer selbst willen und benutzt keine Kreatur als Mittel. Die Mechanisierung aber ist auf Zweckhaftigkeit aufgebaut. Ihr ist keine Handlung und kein Gegenstand Selbstzweck; jedes Organ dient dem Gesamtprozeß, und der Gesamtprozeß dient dazu, neue Organe zu schaffen. Jeder Moment ist, für sich genommen, wertlos, aber von der heißen Arbeit erfüllt, die Reihe der wertlosen Momente zur Ewigkeit auszudehnen.

Das mechanistische System konnte nicht von diesen Menschen aufgebracht werden, die in ihrer Unmittelbarkeit es kaum erfaßten, die es ungern erlitten und in ihm die höchste Gefährdung ihrer Herrschaft, ja ihrer Existenz gar bald erblickten. So haben sie dieses System bis auf den heutigen Tag bekämpft; gegen Städte, Stände, Konstitutionen, Demokratien, Verkehr, Handel und Industrie haben sie sich mannhaft gewehrt, und noch jetzt bedeuten alle konservativen Programme nichts weiter als Umschreibungsformeln des unbewußten Willens gegen die Mechanisierung.

Um diese emporzutreiben bedurfte es Menschen geringeren Schlages, Unterdrückte und Emanzipierte. Sie mußten aus der Knechtschaft die Gewohnheit der Arbeit mitbringen und das Stigma der Geduld, das unentbehrlich ist für jeden, der durch Lernen intellektuelle Schätze sammeln soll. Handfertigkeiten besaßen sie von Ursprung an, denn die Schwächeren waren von je auf Werkkünste angewiesen; grüblerisch und erfindungsreich wurden sie, weil Furcht ihre Stärke aus der Überlegung sammelt. Auch hatten sie gelernt, seßhaft und in umfriedeten Räumen ihr Wesen zu

treiben, das späterhin zur Stubenarbeit wurde, Arbeitsteilung kannten sie, Reden, Verständigen, Überzeugen waren ihre Gegenmittel gegen Gewalt gewesen. Neugierde, Wissensdurst, geistige Beweglichkeit hatte ihnen beständig genützt, Wahrheitsliebe nicht immer; die Zähigkeit des Willens und die Lust am Besitz war gestählt durch die Unablässigkeit der Gegenkräfte, die harte Gleichförmigkeit des Druckes. In Lebensansprüchen gemäßigt, in Genüssen nicht wählerisch, ohne Transzendenz, in Leidenschaften heiß, nicht tief, ohne Bösartigkeit, aber rachsüchtig und des Hasses kundig: so trugen sie den Marschallstab des mechanistischen Menschen im Tornister.

Daß ungermanischer Geist für die Gestaltung der Moderne verantwortlich ist, hat mancher unwillige Denker dem Volksgewissen ins Ohr geraunt, doch stets in der Meinung, zu entarteten Germanen zu sprechen. So suchte man nach einem Ferment und entdeckte es im Judentum. Der Antisemitismus ist die falsche Schlußfolgerung aus einer höchst wahrhaften Prämisse: der europäischen Entgermanisierung; und somit kann derjenige Teil der Bewegung, der Rückkehr zum Germanentum wünscht, sehr wohl respektiert und verstanden werden, wenn er auch die praktische Unmöglichkeit einer Volksentmischung postuliert.

Die Lehre von der semitischen Gärung hat jüngst ein geistvoller Nationalökonom in anziehender Weise mit einer Art verdrießlicher Bewunderung des schuldigen Teils entwickelt, indem er das Neuzeitwesen auf den Kapitalismus, den

Kapitalismus auf das Judentum zurückführt. Er denkt also im Ernst daran, dem kleinen Volksstamm, dem die Welt die Hälfte ihres Gesamtbesitzes an religiöser Transzendenz schuldet, nun auch die Summe der materiellen Lebensordnung gutzuschreiben. Der Irrtum liegt in der Verkennung der Tatsache, daß Kapitalismus, so gut wie Technik, Wissenschaft, Verkehr, Kolonisation, Städteentwicklung oder Weltpolitik, nur Einzelerscheinungen der Grundfunktion bedeuten, die in der Verdichtung und ihrer Selbstbehauptung, der Mechanisierung, liegt. Die Betrachtung der Einzelfunktionen mag entwickelungsgeschichtlich Bedeutendes zutage fördern; den inneren Zusammenhang enthüllt sie nicht. Wählt man einseitig eine der Einzelerscheinungen als Grundvariable, so laufen die übrigen als glückliche Zufallsergänzungen nebenher, und man muß es als eine Art prästabilierter Harmonie betrachten, daß die Geschichte der Erkenntnis, der Wissenschaft, der Entdeckungen jedesmal rechtzeitig die Errungenschaften lieferte, deren der Kapitalismus bedurfte. Am schwersten aber wird der Gärungstheorie der Nachweis fallen, daß durch bloße Einwirkung eines Fermentes aus taciteischen und karolingischen Germanen preußische Kaufleute, Fabrikarbeiter, Gelehrte und Beamte werden konnten. Die Gesamtheit der neuzeitlichen Umwälzung fordert zu ihrer Erklärung neben der Verdichtungswirkung den Rassenwechsel.

Wäre der Wechsel jedoch unvermittelt und von Grund auf erfolgt, so hätte er die mechanistische Zivilisation nicht gezeitigt. Das Volk bedurfte

noch lange germanischer Geistesleitung und bedarf noch heute germanischen Einschlages. Dieser Beschränkung verdankt das geistige Leben Westeuropas, insbesondere Deutschlands, die Erhaltung seines transzendenten Inhalts, verdankt Kunst und Geisteswissenschaft ihre Freiheit und ihre Innerlichkeit, verdankt die Forschung ihre Aufopferung und Wahrheitsliebe, verdankt das Erwerbsleben seine Weitherzigkeit, das öffentliche Leben Integrität, Hingebung, Mut und Treue. Genau in der Abstufung, in der vom Norden nach dem Süden, Südwesten und Südosten hin der germanische Einschlag sich abschwächt, verdunkeln sich die Eigenschaften, die er den Völkern einprägte. Skandinavien, England, Deutschland, Holland, das zisleithanische Österreich und die Schweiz bilden noch heute das Weltzentrum und die Schule der Kulturqualitäten, welche die gräkoromanischen Länder großenteils verloren, die übrigen niemals besessen haben. Den Vereinigten Staaten, die hinsichtlich ihrer Einschlagsverhältnisse dem europäischen Durchschnitt entsprechen, fehlt die Vorschule germanischer Oberherrschaft und Leitung; sie konnten daher zwar die mechanistische Zivilisation auf den höchsten Gipfel treiben, kulturbildende Kräfte sind ihnen nicht entstanden, wenn man auch in einer Nation von achtzig Millionen eine leidliche Anzahl kultivierter Menschen auftreiben mag. Die übrigen europäischen und europäisierten Länder haben sich den Mechanisierungsformen passiv, zumteil verständnislos angepaßt, ohne Neues hinzuzufügen. Die Kultur Japans ist eine orientalische; was an ihr europäisch

erscheint, ihr Idealismus des Dienstes, ihre Naturliebe und Muthaftigkeit, entstammt der Herrschaft einer kriegerischen Oberschicht unbekannter Herkunft.

Die treibenden Kräfte

Unter dem Bilde des Interesses haben wir die Willensform erblickt, die den mechanistischen Menschen durch das Gewirr der Bindungen hindurch von Mittel zu Mittel zu den Zielen leitet, die zu erstreben er sich berechtigt und befähigt glaubt. Freilich weicht die Fata Morgana vor seinem Nahen unablässig zurück, denn sein inneres Leben ist von Strebungen so durchsetzt, daß der Wille unbewußt zum Selbstzweck geworden ist. Dies drückt sich von innen, aus der Seele des Menschen betrachtet, so aus, daß das jeweils Erreichte nach dem Bismarckischen Worte „auch nichts ist". Denn in der mechanistischen Welt darf kein Ziel erreichbar sein; sie bedarf aller Kräfte bis zum letzten Atemzuge, um ihren Wirbel zu beschleunigen, und straft den entsprungenen Sklaven mit Not, Vergessenheit, Langeweile oder vorschnellem Altern.

Damit nun die Besessenheit des Strebens im Menschen nicht erlahme, bedarf es unerschöpflicher Triebkräfte. Die materiellen Appetite, Hunger und Liebe, reichen nicht aus, denn auch die weitesten Ansprüche ihrer Üppigkeiten sind zu sättigen. Die ideellen Motoren, Pflicht, Schaffensfreude, Wissensdrang, Vervollkommnung, Ausflüsse der transzendenten Liebe, lassen sich nicht

wissentlich in den Dienst einer materiellen Weltordnung stellen. So mußte die banalste und rätselhafteste aller Leidenschaften, der Ehrgeiz, zur Verstärkung der bewegenden Mechanisierungskräfte ins Ungemessene gesteigert werden.

Banal ist diese Leidenschaft, wenn man in ihr nur den Inbegriff der am Durchschnitt sich messenden und darüber hinausstrebenden Appetite erblickt; rätselhaft wird sie, wenn man alle materiellen Begierden abspaltet und erkennt, daß dennoch etwas übrig bleibt, das sie alle an Heißhunger und Nachhaltigkeit übertrifft. Dies Etwas ist das Streben nach Geltung, und zwar ohne Hinblick auf die indirekten Vorteile, die aus ihr erwachsen können, sondern lediglich nach Geltung selbst, nach Anerkennung, Bewunderung, Beneidung. Dies Streben darf nicht verwechselt werden mit dem wesentlich seltneren, dem Schaffensdrang verwandten Willen zur Verantwortung und somit zur Herrschaft. So war Napoleon in diesem eitlen Sinne nicht ehrgeizig, wenn auch höchst herrschsüchtig; am Urteil der Menschen lag ihm nur da, wo er ihrer bedurfte; Gesetze und Organisationen ihnen vorzuschreiben war ihm wichtig. Die Krönung in Notre Dame, der erhabenste Traum des Histrionen, war ihm ein lästiges Theaterspiel, die Ausarbeitung des Code Civil ein hohes Glück.

Rätselhaft ist der abstrakte Ehrgeiz deshalb, weil alle Bewunderung der Maske gilt, und von der Maske zum Träger kein inneres Band der Identität führt. Die Huldigung bleibt die gleiche, auch wenn sie den Wagenlenker für den Triumphator hält, denn sie gilt einem beliebigen Leichnam.

Rätselhaft ist ferner der wahnsinnige Wille zur Abhängigkeit, der Sturz in die Knechtschaft der fremden Meinung. Diese Leidenschaft läßt sich nur erklären aus atavistischen Gefühlsreihen von Zurücksetzung, die ihre Umkehrung auszulösen streben, und aus der ererbten Furcht vor Menschen, die sich ihres Gegenstandes zu entledigen, womöglich zu bemächtigen sucht, nun aber, da sie sich ihrer selbst nicht entledigen kann, als Furcht vor Meinungen endet, da sie zuvor Furcht vor Handlungen gewesen war.

Diese krankhafte Psychologie unterdrückter Generationen, die den Schwerpunkt außerhalb der Persönlichkeit legt und das innere Gleichgewicht des Menschen aufhebt, war dem germanisch freien Stammeswesen unbekannt. Germanisches Selbstbewußtsein, Unabhängigkeitsgefühl und Herrentum ist uns überliefert, germanischer Ehrgeiz und Eitelkeitshang ist undenkbar; wie denn eine Reihe von Merkmalen schlechthin als Indikatoreigenschaften der Urrassen angesehen werden können: vor allem Unwahrhaftigkeit, Eitelkeit, Neugier und Verkleinerungslust.

Im absoluten Ehrgeiz hat die auftauchende Unterschicht sich ihre leitende Begierde geschaffen. Daneben aber hat sie einem der ursprünglichen Appetite eine veränderte, die mechanistische Bewegung gewaltsam fördernde Form gegeben.

Die Freude am überflüssigen Besitz ist alt und allgemein menschlich, wenn sie gleich bei edleren Rassen gemindert, bei edleren Individuen fast verflüchtigt erscheint. In ihrer primitiven Form

verlangt sie nach Handgreiflichem, Glänzendem; Dingen die zieren, schmücken, die anziehen oder Neid erregen. In entwickelter Form nähert sie sich der fanatischen Freude am Ordnen, Verwalten und Schaffen.

Die Mechanisierung mußte von der niederen Form der Besitzesfreude ausgehen, die zum geistigen Inventar der Unterschicht gehörte; sie trieb diese Leidenschaft empor, indem sie eine nie geahnte Fülle von Produkten ihrer Begierde entgegenhielt, und erzeugte so den beispiellosen Warenhunger, der direkt oder indirekt mehr als die Hälfte der Weltarbeit verbraucht. Das Kaufen und Kaufenkönnen ist zumal das Glück der Frauen. Und da Maschine und Manufaktur unabsehbare Mengen von Surrogaten des Naturgenusses und von Surrogaten dieser Surrogate liefern, nach Herzenslust geschmückt und staffiert — denn den Mechanismus kostet es nichts, mit einem Handgriff alle Formen der belebten Welt auf das nüchterne Material zu prägen — so ergänzt und erneuert sich alljährlich das ungeheure Warenlager des menschlichen Besitzes. Wie die Eroberer des Pekinger Kaiserpalastes bis an die Knie in seidenen Stoffen wateten, so stampft der erwerbende Mensch durch Ströme von Waren, mit denen ihn keine eingewohnte Liebe zum Gerät verbindet, und läßt Ströme von Abfällen hinter sich zurück. Wir lesen vom Reichtum einer griechischen Stadt und bedenken nicht, daß im Hause des Bürgers nichts anderes zu finden war, als ein paar Tische und Betten, ein Dutzend Tongefäße, Decken und vielleicht ein kupferner Kessel. Die jährlichen

Abgänge einer unserer bürgerlichen Wohnungen sind umfangreicher als dieser ganze klassische Besitz.

Ehrgeiz und Warenhunger arbeiten sich in die Hände. Der eine zwingt den Menschen, sich immer fester in das Joch der Mechanisierung einzupressen; er steigert seine Erfindungskraft, seinen produktiven Willen. Der andere erhöht sein Konsumbedürfnis und läßt ihn doch gleichzeitig empfinden, daß nur ein emsig schaffendes Organ die Lust des Kaufens dauernd genießen darf.

Die Summe der beiden Haupttriebkräfte aber steigert sich zu einem Gesamtwillen, der entschiedener als irgend eine andere Erscheinung die Seele unserer Epoche kennzeichnet, indem er ihr den Stempel des nach außen gerichteten Strebens aufprägt. Diese Suprematie des substantiellen Willens über die Seelenkräfte, dieses Zweckmenschentum, das dem Wesen furchthafter Stämme entspringt, setzt die okzidentale Rassenverschiebung in das hellste Licht psychologischer Betrachtung.

Die Ideale

Einem Menschen kann man nicht tiefer ins Herz blicken, als wenn man seine Träume und Wünsche erforscht und deutet. Wollen wir unser Bild vom Wesen dieser Epoche vertiefen, so können wir nichts besseres tun, als den Spuren ihrer Ideale nachzugehen; denn sie sind nicht nur die bewußten und unbewußten Träume, Ahnungen und Sehnsuchten einer Gemeinschaft,

sondern zugleich verklärte Spiegelungen ihres eigenen Wesens. Ein Mensch kann vom andern träumen, sich mit ihm vergleichen, ihn bewundern, sich nach ihm formen: die Gemeinschaft träumt nur sich selbst; denn fremdes Wesen ist Kenntnis des Einzelnen, der Gesamtheit ist es unwichtig und unbekannt.

Nun folgt sofort ein Widerspruch: Damit das Spiegelbild klar und rein erscheine, muß die projizierende Flamme gleichmäßig leuchten: nur homogene Gemeinschaften haben Ideale. Ein Engländer, ein Franzose, ein Neger und ein Mongole, die sich im Eisenbahnwagen unterhalten, können sich vielleicht über letzte nebelhafte Ziele der Menschlichkeit verständigen; ihre Begriffe von dem, was schön, gut und wahr ist, werden weit auseinandergehen. Nun ist aber die europäische Gemeinschaft ein Verschmelzungsprodukt zweier Schichten, die nicht durchweg und gleichmäßig sich durchdrungen haben: von der Legierung bis zur Mengung findet von Süd nach Nord ein mählicher Übergang statt, überdies mit wechselnden Massenverhältnissen der Komponenten. Ist dieses Konglomerat genügend homogen, um Ideale zu erzeugen?

Sodann: die mechanistische Lebensform ist ein Kreislauf ohne Ziel, eine sich selbst verstärkende Maschinerie ohne Tendenz nach außen, in sich geschlossen und ausschließlich: kann sie absolute Ziele und Werte schaffen oder auch nur anerkennen oder selbst erhalten? Wird sie nicht am Ende dahin neigen müssen, alles im Menschen zu beschwichtigen, was an Fragen, Hoffnungen und

Träumen in ihm auftaucht, weil diese immateriellen Regungen ihn dem Arbeitsprozeß entziehen? Wird sie nicht immer wieder ihre handgreiflichen Werte, ihre rechnerischen Denkformen, ihre tatsächlichen Forschungen emporheben, um ihre Gefolgschaft zu blenden oder zum mindesten durch Zwiespalt zu beherrschen?

Ein annähernd lückenloses Bild der zeitgenössischen Ideale wird sich uns nicht entrollen. Wir werden uns begnügen müssen, aus Fragmenten halbzerstörter Untermalung und aus neu hervortretenden Umrißlinien den Sinn der Zeichnung zu erraten: Hier und da werden alte und neue Formen sich durchkreuzen, hier und da werden wir Gebilde unter dem Hauch der Mechanisierung erloschen finden; doch wird der Eindruck des Erkennbaren die Vermutung rechtfertigen, daß überall da, wo die fortschreitende Homogenisierung bereits Grundzüge neuer Ideale festgelegt hat, die alten merklich dem Verlöschen sich nähern. Wie bisher wird die Darstellung die den westeuropäischen Ländern gemeinsamen Züge hervorzuheben suchen, und dort, wo Spezialisierung erforderlich scheint, den deutschen Verhältnissen sich zuwenden.

Das leibliche Ideal. Trotz der unendlichen Mannigfaltigkeit des Materials können ihm einige kennzeichnende Züge abgewonnen werden. Es ist dem griechischen ähnlich, aber erheblich schlanker, weniger gerundet, straffer gemuskelt. Der Kopf größer, aber immer noch klein im Verhältnis zum Körper, der Hals dünner und länger. Die Nase stärker gebogen als die griechische und

bedeutend schmaler, aber gleichfalls lang. Die Lippen weniger voll, die Wangen weniger tief, die Stirn flacher. Vor allem das Weib weniger breitbrüstig und heroinenhaft, zarter und jungfräulicher. Alles in allem der Leib feiner und rassiger, mehr den equestrischen als den gymnastischen Übungen angepaßt. Zweifellos ist dieser blonde und blauäugige Idealtypus den überlebenden germanischen Naturen entlehnt: er tritt überall da hervor, wo die Absorption noch nicht vollendet ist, selbst in Frankreich. Spanien, das Land der frühesten Vermischung, kennt ihn in seiner neuzeitlichen Kunst nicht mehr; in Italien herrschte er bis zum Ende der Frührenaissance; mit dem beginnenden Barock war er, wie zu erwarten, verschwunden. Heute steht der spanische Idealtypus dem arabischen, der italienische dem gräkoromanischen näher, und südfranzösische Künstler beginnen, die volleren Formen der Frauen ihres Landesstriches zur Norm zu erheben.

Die Beibehaltung des germanischen Körperideals zeigt, was auch ein Blick in neupreußische Verwaltungs- und Militärverhältnisse bestätigt, daß das Volk unbewußt das reinere Germanentum, soweit es ihm noch sichtbar vor Augen steht, als das edlere Blut, sich selbst als Abkömmling unterdrückter und unedler Geschlechter betrachtet. Zu dieser Selbstlosigkeit stimmt die humorvolle Bescheidenheit, in der ein Teil des deutschen Bürgertums sich mit Familiennamen abfindet, die bloße Gattungs- und Berufsbezeichnungen bedeuten, und die zuweilen verderbt slavisch, un-

verständlich, absurd oder vulgär klingen, während der weniger entgermanisierte Nordseestrich, vor allem aber Skandinavien, die Benennung nach dem Vorfahren sich erhalten hat.

Das menschliche und das ethische Ideal sind vereint zu betrachten, denn sie hängen durch die Grundanschauungen des Zielbewußtseins zusammen.

Im Menschlichen herrschen die alten germanischen Idealbegriffe des Mutes und der Großmut. Der mutig Kraftvolle wird bewundert und geliebt; ihm ist alles erlaubt, was er durch souveräne Gewalt durchsetzt, sofern er sich als ein großmütiger, gerechter und milder Herr erweist, jedoch mit der neuzeitlichen Einschränkung, daß nicht etwa geschädigte oder erschreckte Individuen und Gesellschaften sich entrüsten. Der Aufrührer, der Revolutionär, der kirchliche Empörer, der Konquistador werden gepriesen, verehrt und zuweilen staatlich anerkannt, wenn sie Erfolg haben. Verachtung trifft, abgesehen vom vertierten Menschen, eigentlich nur den Feigling und seine heimlichen Taten. Hinterlist, Betrug, Diebstahl, ja selbst Lüge, die im außergermanischen Kreise als zulässige Diplomatie gilt, werden verabscheut und in neuzeitlicher Abstufung nach Maßgabe der Vermögensgefährlichkeit bestraft. Den Taten der Leidenschaft und des Übermuts steht das Volksbewußtsein indifferent, ja mit einer Art von Wohlwollen gegenüber, sie sind Gegenstand der Dichtung, und der Kontrast zwischen menschlichem Verstehen und sozialer Sühneforderung bildet tragische Konflikte. Handlungen der Großmut und mutiger

Aufopferung begeistern, Ausflüsse der Güte, der Friedfertigkeit, des Erbarmens lassen kalt. Ein feiger Mensch könnte, abgesehen von slavischer Literatur, heute noch nicht Held europäischer Gedichte sein, auch wenn er mit allen Tugenden der Evangelien ausgestattet wäre.

Dagegen läßt sich eine gewisse Verschiebung des Idealtypus in der Richtung der Energie und des Intellekts feststellen. Amerikanische Menschen des Erfolges beginnen den Massen zu imponieren; mutige Erfinder und Entdecker werden höher gefeiert als vordem Kriegshelden; zum Lesebuch des Volkes ist nach Ritter- und Indianergeschichten der Detektivroman geworden. Ja es beginnt hier bereits eine gewisse Verwirrung des bürgerlichen Empfindens: in einer Zeit, die den Erfolg an die Stelle des Sieges gesetzt hat, kann man nicht umhin sich einzugestehen, daß den Helden von ehedem die Eigenschaften fehlen, welche die Mechanisierung verlangt. Man strebt, den Erfolgreichen nachzuahmen, und kann somit nicht unterlassen, sie zu bewundern, wo nicht gar zu lieben. Roosevelt kämpft mit Blücher und gedenkt zu siegen. Das germanische Ideal, das dem Ansturm des Christentums durch ein Jahrtausend standhielt, ist durch die Mechanisierung erschüttert.

Sichtbarer noch sind die Einwirkungen der neugestalteten Zivilisation auf die Ethik der Gemeinschaft, zumal auf die Schärfung des öffentlichen Gewissens. Die christliche Kirche durfte alles menschliche Elend als Prüfung bezeichnen und auf das Jenseits verweisen; die Reformation konnte in großartiger Abnegation auf jegliches fromme

Verdienst verzichten. So begnügte sich die ältere Zeit hinsichtlich aller Wohlfahrtsbestrebungen damit, Siechenhäuser, Irrenkerker und Klostersuppen zu stiften, und alles übrige der privaten Barmherzigkeit anheimzustellen. Die mechanistische Epoche dagegen übernahm von ihren Schöpfern, unterdrückten und furchthaften Stämmen das Mitleid, das nichts anderes als eine altruistische Furchtempfindung ist. In der Verherrlichung dieses Pathemas zum ethischen Ideal lag zweifellos eine gewisse Diesseitigkeit der Anschauung, ja ein ethischer Materialismus; doch ist durch die gesetzgeberische und organisatorische Ausgestaltung des Wohlfahrtswesens, vor allem aber durch die Überzeugung des öffentlichen Gewissens, daß alles menschliche Elend als Blutschuld der Gesellschaft zu erachten sei, ein Wert von so gewaltiger Positivität entstanden, daß jede künftige Einschätzung der Mechanisierung ihn in Rechnung zu stellen haben wird.

Das religiöse Ideal. So mächtig die Kirche das Leben der früheren Jahrhunderte durchdrang, so gering war die Wirkung der in ihr verkörperten reinen christlichen Ideen auf das Germanentum. Widerwillig aufgenommen, durch Höllenzwang gefestigt, konnte die Kirche den Abgrund, der zwischen dem Worte Christi und ihren hierarchisch-politischen Aufgaben lag, nicht überbrücken. Mit dem Mutideal des Germanen, das ihren Lehren der Demut widersprach, mußte sie sich abfinden; die wenig evangelischen Sitten abendländischer Lebensweise, Politik, Kriegsführung mußte sie dulden, ja ihren irdischen Zielen

dienstbar machen. Den letzten transzendenten Inhalt ihrer Verkündigung durfte sie den Massen nicht übermitteln, um nicht die weltliche Ordnung zu stören oder aufzuheben. Die Lehre von der Liebe, der Weltflucht, der Demut, der Kindlichkeit, der Zweckfreiheit, dem Gottesreich blieb esoterisch, ein Besitz der Heiligen. Ins Volk drang der Mariendienst, die Geschichte der Geburt und der Leiden Jesu, der Olymp der Heiligen, der Begriff der Sünde und der Gnade, Himmel und Hölle. Diese Inhalte haben die Kunst aufs glücklichste befruchtet, sie haben manches fromme Gemüt mit göttlicher Ahnung erfüllt und starke Gewissenspressionen auf die jungen Völker ausgeübt; die Ideen Christi haben sie dem Abendlande nicht mitgeteilt. Man kann deshalb fast durchweg in der vorreformatorischen Geschichtsschreibung Europas den Begriff des Christentums durch den der Kirche ersetzen. Die Reformation hat neben ihren großen dogmatischen und rituellen Umgestaltungen die Evangelien literarisch erweckt und aus ihrem Inhalt soviel überströmen lassen, daß den Schwachen Tröstung, den Mächtigen Erbauung gespendet wurde. Ein evangelisches Leben in Wahrheit zu verwirklichen, hat auch sie nicht versucht, und ist somit Kirche geblieben. Ja mehr noch: sie war Macht und diente der Macht, so daß gelegentlich der naiv-verruchte Gedanke aufkommen konnte: da nun einmal Christus die Notleidenden tröstet, so möge ihnen damit genug sein; man gebe ihnen statt Brot steinerne Kirchen, um sie desto besser in göttlicher Furcht und menschlicher Abhängigkeit zu erhalten.

Die beginnende Mechanisierung fand sich somit der Macht zweier Kirchen gegenüber und wandte gegen sie das ganze Arsenal ihrer Forschungsergebnisse und Verstandesmethoden; zum Christentum selbst drang sie nicht vor. Selbst der späte und reiche Geist Nietzsches wütete gegen die Kirche, indem er glaubte, mit Christus zu kämpfen.

Noch heute ist die mechanistische Epoche in christlichem Sinne nicht weiter gekommen. Sie hat den kirchlichen Liberalismus emporgebracht, und ringt in materieller Auffassung um dogmatische Konzessionen. Populär-historische Fragen werden mit Leidenschaft diskutiert, und als Ziel erscheint eine dritte Kirche mit unpersönlichem Dogma.

Auch da, wo die Zeitanschauung sich vom Christentum löste, konnte sie ihr religiöses Empfinden vom terrestrischen Bande der Vernunft nicht befreien, gleich als ob eine vielbeschäftigte Zeit es für angemessen hielt, die göttlichen Dinge mit der Geistesmechanik des Alltages zu erledigen, um nicht allzuweit von ihren vermeintlich produktiveren Aufgaben hinweggerissen zu werden. So griff sie denn immer wieder zu den plumpen Hebeln des Materialismus, ließ sie unüberzeugt fahren, wenn angesehene Leute ihr ins Gesicht lachten, und spähte beständig nach heimlicher Gelegenheit, um zu ihrem Lieblingsspielzeug zurückzukehren.

Denn bei den edleren ungermanischen Rassen mischt sich — wie bei den Juden ersichtlich — in seltsamer Weise Aberglauben mit hoher Transzendenz. Der abergläubische Teil sieht in der

Religion die Mirakelseite des Naturgeschehens. Glaubt er sich von Mirakeln und Gebetwundern unterstützt, so behält er eine gewisse dumpfe Dämonologie bei, nicht ohne sich seiner Unaufgeklärtheit ein wenig zu schämen. Hat er enttäuscht oder kämpfend dem Wunderwesen ein Ende gemacht, so läßt er sich im Gefühl erledigten Vorurteils mit einer entgötterten Welt oder einem deistisch-pantheistisch verwalteten Naturtheater genügen. Der Anspannung der Seelenkräfte, des religiösen Erlebens, der transzendenten Intuition ist ein anderer Teil dieser Menschen von jeher in hohem Maße fähig gewesen; doch haben ihre Stimmen in der mechanistischen Welt bisher wenig Nachhall gefunden. Die Anschauung dieser Welt geht eben dahin, alles Geschehene sei unerstaunlich, von ausschließlicher Realität, nicht ethischen, sondern mechanischen Gesetzen unterworfen, ohne absolute Werte, durch Vernunft erschöpfbar. Diese Anschauung ist aber nichts anderes als die Gefühlslokalisierung der Tatsache, daß der noch junge mechanistische Prozeß die Seelenkräfte zugunsten der Geisteskräfte unterdrückt. Sollte dieser Zwangszustand nachlassen, so würde die entgermanisierte Bevölkerung an transzendenten Kräften sich reich genug erweisen, um ein von Erdenfesseln freies religiöses Ideal emporzutragen: Beweis ist die echte und große Sehnsucht edlerer Naturen, die mit nicht geringerer Inbrunst als vor zweitausend Jahren auf Erlösung wartet.

Das Ideal der Kunst. Die Kunst entstand aus Schmuck und Spiel primitiver Völker. Die erste Segnung wurde ihr zuteil, als sie im Stande

beginnender Zivilisation als Handwerk gebunden wurde. Hieraus erwuchsen ihr die Vorteile der technischen Bindungen an Materialien und Kräfte, der traditionellen Summierung der Erfahrungen durch Generationsreihen, der Breviloquenz und Symbolik des Ornaments, der Vorräte an landläufigen Inhalten und Gegenständen, der Gefolgschaft einer im Mitempfinden und Verstehen fortschreitenden Bevölkerung.

Eine zweite Steigerung geschah, als Könige, Priester und Herren die Kunst ihren Hofhaltungen dienstbar machten, denn es wuchs die Größe der Aufgaben, es entstand, von reicheren Mitteln gefördert und dem Alltäglichen überhoben, ein Zusammenwirken der Kräfte zu vorbildlichem, monumentalem Schaffen.

Die dritte und höchste Weihe wurde der Kunst durch Eroberung aufgezwungen. Kunstfremde, aber hochgeartete, dem Wesentlichen zugewandte Kriegsstämme unterwarfen die kunstfertige Zivilisationsmasse, die an die Grenze ihrer eigenen Entwicklungsmöglichkeit gelangt war, und institutierten ein Adelsregiment, das wohlwollend und aufs Große gerichtet die Kunst zu sich emporzog, indem es ihr den Inhalt des individuellen, des seelenhaften, des gefühlstiefen Lebens verlieh. Bis in die historische Zeit hinein können wir derartige Vorgänge gewaltsamer Befruchtung verfolgen; Oberitalien, Nordfrankreich, Sizilien, Spanien bezeugen sie. Daß Hochkultur niemals anderen als zweischichtigen, von kriegerischen Aristokraten beherrschten Nationen beschieden war, haben wir uns vergegenwärtigt, wie auch ferner, daß erst

der Vermischungsprozeß die letzten und tiefsten Kräfte entbinden konnte.

War die Mischung geschehen, die Masse geflossen und beruhigt, so geschah in allen Jahrhunderten und in allen Nationen das Gleiche, in Griechenland wie im Italien der Renaissance, in Holland wie in Frankreich, in Italien wie in Deutschland: die Kunst hatte ihren transzendenten, ihren religiösen, ihren seelenhaften Inhalt verloren, sie war wiederum zur rein sinnlichen Kunst geworden.

Das Wort fordert eine Erläuterung. Freilich muß alle Kunst vor allem anderen sinnlich sein, denn durch die Sinne wird sie uns zuteil und wirkt auf unser inneres Leben. Unter rein sinnlicher Kunst aber soll diejenige verstanden sein, die auf dem Wege der Sinne nur das sensitive, nervöse, der Erde zugewandte und von ihr abhängige Leben ergreift, während transzendente Kunst bis in das Urgebiet der Seele, bis in die undifferenzierten Regionen vorzudringen vermag, in denen jenseits aller Wünsche und Begierden die ewige Einheit und Harmonie ahnbar wird. Den Kontrast des Sinnlichen und Transzendenten kann man nicht deutlicher als in Beethovens Kunst erfassen, etwa im Vergleiche des Septetts oder der Fidelioouverture mit der Missa Solemnis. Im Sinne dieser Unterscheidung beschränkt sich der Begriff der sinnlichen Kunst durchaus nicht auf das Gebiet niedriger Reizungen; auch Gebilde unvergänglicher Schönheit sind in diese Definition eingeschlossen, wie die vom Pathos der Angst und der Beschwörung durchtobten Psalmen der Hebräer.

Dies aber kennzeichnet die Künste der Verschmelzungsepochen, daß sie immer wieder den Weg eingeschlagen haben vom Religiösen zum Ekstatischen und Deklamatorischen, vom organisch Struktiven zum stimmungsmäßig Koloristischen, vom Architektonischen zum Dekorativen, vom Gemütvollen zum Sentimentalen, vom Ergreifenden zum Sensationellen; symbolisch gesprochen: von der Linie zur Farbe und vom Organismus zum Eindruck.

Während der früheren Perioden der Abstiege wurde die Kunst aus ihren beiden ältesten Bindungen, der handwerklichen und der höfischen, nicht entlassen; im Gegenteil, ihre äußeren Fesseln verengerten sich. Der souveräne Auftraggeber war anspruchsvoller, verwöhnter, eigensinniger geworden und zwang das Metier zur äußersten Anspannung seiner technischen Fertigkeiten, und an die Stelle kontrollierenden aristokratischen Geistes trat die geschulte Zunft der Kenner, die nicht aus Reinheit des Empfindens, sondern nach bequem erlernbaren Regeln urteilte und Tradition in Konvention verwandelte. Unter solchem Zwang kamen seelenlose, aber meisterlich vollendete Werke zustande, die durch die Jahrhunderte hindurch immer wieder das Gefallen der Mächtigen erregten, und die von Einzelnen für unsere Zeit ersehnt werden.

Freilich vergebens. Denn die mechanistische Epoche hat längst diese beiden Bindungen der Kunst gelöst. Die eine mußte fallen, weil bei erhöhtem Volkswohlstand und doppelt erhöhter Kunstproduktion nur noch die bürgerliche Gesellschaft als

Bestellerin auftreten konnte; die andere, weil alles Handwerk erstarb und mit ihm der Stolz der Geschicklichkeit, der Übung und der Überlieferung. So war die Kunst befreit durch den Bruch der Kontrolle und den Bruch der Tradition; aus Hofkunst wurde Bürgerkunst, aus Handwerkskunst Talentkunst. Gleichzeitig aber war eine dritte Dimension der Freiheit eröffnet; denn durch Forschung, Verkehr und technische Mittel erschlossen lag plötzlich alles vergangene, alles fremdländische Kunstwesen handgreiflich vor aller Augen. Man erkannte, daß, von wechselnden Verhältnissen bedingt, jede Form, jede Richtung, jeder Inhalt möglich, keine Bedingung absolut, keine Lösung ewig war. Nun begann ein Wühlen und Wählen, das nun schon drei Generationen lang andauert, und dahin zu führen scheint, daß man künstliche Bedingtheiten möglichst nationaler Art erfindet, um nicht aus Reichtum zu verarmen und den beschämenden Weg der karnevalistisch travestierenden Mode zu wandeln.

Muß man also von Schranken befreite Sinneskunst als das Kunstideal der Mechanisierung bezeichnen, so darf daran erinnert werden, daß eine Länder und Generationen überblickende Betrachtung ebensowenig zu Wertbemessungen wie zu ausschließlichen Urteilen gelangen darf. Das vorahnende Fühlen der Kunst, vielfach zusammenwirkend mit der Kontraimitation, die den rasch abstumpfenden Geschmack dieser Zeit dem Kontrast entgegentreibt, hat zeitiger als auf anderen Lebensgebieten Gegenströmungen in der Kunst erweckt, die auf Beschränkung und Verinner-

lichung hinstreben. Freilich haben solche Regungen, die uns vornehmlich in der deutschen Dichtung entgegentreten, einen doppelten Kampf zu bestehen: mit den Schreibern, die Rückfälligkeiten ahnden — denn im Kunstbetriebe verlangt man nach mechanistischem Gesetz stets das äußerlich Neue — und mit dem Publikum, das seine sauer erworbene Revolutionsgesinnung noch lange nach Friedensschluß zäh verteidigt.

Inzwischen spielen die Wirkungen der mechanisierten Produktionsform unmittelbar in die Werkstätten der Künste hinein. Die Erschwerung des Existenzkampfs, die Konkurrenz, der massenhafte Bedarf und seine massenhafte Deckung, die Publizistik, das Ausstellungswesen, die Aushilfsbeschäftigungen treiben zu hastiger, skizzenhafter, äußerlich aufgereihter Produktion; die Grenzgebiete zwischen Kunst und Geschäft verzehren einen starken Teil der Arbeitskraft. Das Spiel der Mode tritt hinzu, der Drang zum Neuen, die Präponderanz des weiblichen und des gewerbsästhetischen Urteils, zuletzt die geschäftliche oder tendenziöse Begründung der Aufträge; so darf es nicht wundernehmen, daß die bedächtigste der Künste, die Architektur, unter der Mechanisierung ihrer vielgeschäftigen Betriebe zum kunsthistorischen Dekorationsgeschäft herabsank, und daß die jüngste französische Malerei in Technik und Inhalt ihrer Werke sich indianischen Darbietungen nähert.

Das Ideal der Wissenschaft. Welch wunderbare Prädestination für Wissenschaftsbetrieb den germanisch durchsetzten Völkermischungen

innewohnt, haben wir gesehen. Die Liebe zum Tatsächlichen der Urvölker als Grundlage der Forschung, die Idealität der Germanen als unbeirrbare Instanz der Betrachtung mußten sich verbinden, um das mechanistische Wunder der Zeiten, die moderne Gesamtwissenschaft, möglich zu machen. Die eigentümliche Richtung jedoch, die den Wissenschaftsgeist zum mächtigsten Faktor der Mechanisierung erhob, verdankt sie der Zweckhaftigkeit der einstig Unterdrückten. Wenn der phantastische Mensch sich mit der vereinfachenden Erklärung begnügt und den Donner als Gottesstimme, den Himmel als eherne Sphäre hinnimmt, so verlangt der Zweckhafte, die Erscheinung sich dienstbar zu machen, sie ganz zu besitzen, wie er sagt: dahinter zu kommen. Er stellt die sieben Fragen, wittert Widersprüche, verlangt Beweise. Diese Beweise aber kann nur die Rechnung liefern, weil sie als unumstößlich gilt, und so beginnt er zu zählen, zu messen, zu wägen, zu rechnen. Es hat etwas Einleuchtendes, daß Nomaden, die ersten Besitzer zahlenmäßiger Güter, Erfinder des rechnerischen Denkens auf Erden gewesen sind; und somit wären die Patriarchen der Hirtenvölker nicht nur die Väter des Kapitals, sondern auch der exakten Wissenschaft. Indem nun die Wissenschaft die rechnerische und experimentelle Ermittelung des Gesetzmäßigen zum höchsten Prinzip erhob, entäußerte sie sich in einem Akt großartiger Selbstverleugnung für immer der Spekulation und der Hoffnung auf absolute Erkenntnis. Sie widmete ungezählte Geschlechter der Lösung spezialisiertester Aufgaben,

indem sie es sich genügen ließ, das ungemessen zuströmende Material des Tatsächlichen in das Netzwerk der Gesetzmäßigkeiten zu verflechten und hierdurch für die Menschheit erträglich zu machen. Der Mechanisierung zugeführt, hat die Summe der entdeckten und errechneten Tatsachen und Zusammenhänge erstaunliche technische Ergebnisse gezeitigt; im Sinne der Erkenntnis gemessen, hat sie das Gebiet des Unbegreiflichen zwar mit neuen Fragestellungen bestürmt, jedoch nicht verkleinert sondern vergrößert. Das Prinzip der mechanischen Gesetzmäßigkeit aber hat sich derart als wissenschaftliche Denkform unserer Zeit festgesetzt, daß die erzählenden, schildernden und urteilenden Wissenschaften nur soweit als reine Wissenschaften erscheinen, als sie sich dieser Form bedienen können, im übrigen als Verwandte der Technik und der kritischen Kunst sich anlassen.

Der zweckhafte Einschlag, der die Wissenschaft zur Exaktheit zwang und ihr Ideal zu einem im höchsten Sinne geometrischen machte, durchdringt, wie den Betrieb, so die Menschen, die ihm angehören, und unterscheidet sie auf das entschiedenste von künstlerisch schaffenden.

In einer Zeit, die den gewaltigsten Besitz der Urvölker, die ethische Produktivität, noch nicht zutage gefördert hat, sind sie die höchsten Vertreter des Zweckmenschentums, und ihr geistiger Schatz kann als der Idealismus der Materiellen gelten.

Daß das politische Ideal unserer Zeit, soweit es auf die Verhältnisse der Völker zuein-

ander sich bezieht, im Nationalismus zu suchen ist, mag auf den ersten Blick befremden. Denn das Netz der Mechanisierung ist international: niemals waren die Völker einander so nahe, niemals haben sie der Wechselwirkung so sehr bedurft, einander so viel besucht und so gut gekannt. Da aber der Nationalismus als Zentralgedanke sehr jung, kaum mehr als hundertjährig die Politik beherrscht, da er, aus bewußtem Gegensatz zum Kosmopolitismus des Aufklärungsalters entstanden, gemeinschaftlich mit der Mechanisierung aufgewachsen ist, so muß sein Ursprung wo nicht im Wesen, so doch in den Modalitäten der Mechanisierung begriffen werden.

Indem wir nun das Paradox zu erklären suchen, wie die fortschreitende Homogenisierung und Angleichung der Völker ihren Willensausdruck in die Betonung der relativen Kontraste setzen konnte, müssen wir uns erinnern, daß die Hochperiode der Mechanisierung die europäische Welt in einem Augenblick tiefster politischer Zerklüftung überrascht hat. Vereinigt standen zu Anfang des letzten Jahrhunderts die leitenden Mächte Frankreich gegenüber, so wie sie in etwas veränderter Konstellation seit Ende des Jahrhunderts Deutschland gegenüberstehen. Das, was sich in der Zwischenzeit ereignet hat, ist seit Philipps und Alexanders Tagen in der Weltgeschichte nicht erhört worden: ein armes, mäßig bevölkertes, politisch verwahrlostes Land erhebt sich innerhalb dreier Generationen zum begütertsten, volksreichsten, kriegerisch gefürchtetsten im Kreise der europäischen Völker. Die Geschichte betrachtet noch immer,

obwohl sie es leugnet, die politischen Ereignisse als die primären und erblickt in den drei preußischen Kriegen das Moment der Erhebung. Es tut der Größe der Menschen und ihrer Taten keinen Abbruch, wenn erklärt wird, daß ohne die Mechanisierung Deutschlands der Zuwachs an Volk und Reichtum, ohne ihn die Erhebung nicht möglich war, die ihrerseits dann abermals auf die Mechanisierung mächtig rückgewirkt hat. Das XIX. Jahrhundert gehört, trotz des Ausbaus der englischen Kolonialmacht, den Deutschen und Amerikanern, und beiden aus wirtschaftlichen Ursachen: den Amerikanern, weil sie das reichste Land der Erde erschlossen, den Deutschen, weil sie der bürgerlichen Intelligenz ein adäquates Arbeitsfeld gewannen.

Moderne Kriege sind im Völkerleben das gleiche, was Examina im zivilen Leben sind, Befähigungsnachweise. Den Befähigungsnachweis als Großmacht hat Preußen mit deutscher Hilfe erbracht; der Befähigungsnachweis als führende Wirtschaftsmacht Europas wird Deutschland über lang oder kurz von den konkurrierenden Nationen aufgezwungen werden. Im Vorgefühl dieser Abrechnung ist nicht nur alles Kriegsspiel unserer Zeit, sondern auch alles Wirtschaftsspiel Rüstung. Jede neue Industrie und jede neue Handelsverbindung ist ein Äquivalent von Bataillonen. Alle Politik ist Wirtschaftspolitik, Kriegsbereitschaft.

Dies bedeutet der Nationalismus unserer Zeit, der somit eine Reaktion auf die ungleichmäßige Verteilung der mechanistischen Vorteile darstellt.

Rekapitulieren wir kurz den Kreisprozeß: Im Augenblick heftiger Disharmonie wird den Völkern eine Wirtschaftsform aufgezwungen, die eigentlich für geeinigte Völker bestimmt ist. Getrennt bildet man sie aus; es zeigt sich, daß eine bevorzugte Nation die unvergleichlich größten Vorteile zieht, weil sie die besten Voraussetzungen besaß. Diese Nation erhebt sich aus politischer und wirtschaftlicher Nullität zum bestimmenden Faktor und besiegelt diese Stellung mit dem Schwertknauf. Der Moment zur wirtschaftlichen Einigung ist verpaßt; die friedliche Konkurrenz wird zur wirtschaftlichen Rüstung, und die Nationen stehen feindlicher als zu Beginn der Episode einander gegenüber.

Der letzte Schritt, die Überleitung des nationalistischen Empfindens aus dem politischen Bewußtsein in das bürgerliche, ging bewußt von Deutschland aus, und zwar von der politisch herrschenden Klasse, die ihre Interessen von der Mechanisierung nicht genügend gefördert sah und daher kein Bedenken trug, ihr den internationalen Boden zu entziehen. Durch den deutschen Schutzzoll wurde der private ausländische Konkurrent getroffen, und indem er sein eigenes Land zu Repressalien drängte, nährte er bei sich selbst und seinen Landsleuten gleichzeitig das nationale Bewußtsein und die Abneigung gegen den Rivalen; beides zuerst im wirtschaftlichen, dann überwiegend im politischen Sinne.

So will es scheinen, als sei der Nationalismus, in seiner Eigenschaft als Brotfrage, für alle Zeiten verankert. Er ist es nicht, denn das Widersinnige ist nicht von Dauer.

Es braucht wohl nicht ausgesprochen zu werden, daß der Name des Nationalismus hier nicht als Synonym des Wortes Patriotismus genannt wird, daß vielmehr unter jenem Begriff die Tendenz verstanden ist, die Nationen in ihren Lebensfunktionen abzusondern, ihre Vergesellschaftung zu hindern. Auch in dieser Bedeutung bleibt der Nationalismus in seiner Urform berechtigt: es darf einer Nation nicht zugemutet werden, fremder Sprache, fremdem Glauben, fremder Kultur und fremder Obrigkeit sich zu fügen; das Weltcäsarentum hat seine Berechtigung verloren, und ein absoluter Kosmopolitismus wird als politisches Ideal schwerlich wiederkehren. Indessen ist es durchaus denkbar, daß die staatlichen Organisationen über den Rahmen des Staates hinaus einen unvergleichlich weiteren Ausbau erfahren, als bisher durch völkerrechtliche, schiedsrichterliche und postalische Vereinbarungen geschehen. Denn dies ist der Mechanisierung und der Natur gemeinsam, daß ihre Organisationen nach dem Großen wie nach dem Kleinen hin, nach innen wie nach außen unendlich sind. So wie Zellen zum Leibe, Individuen zu Landesverbänden, Landesverbände zu Reichen sich zusammenschließen, so wird eine engere Vergesellschaftung der Reiche unausbleiblich sein; und in dem Maße, wie sie fortschreiten, wird es fraglich werden, was das wünschenswertere ist: wenige große Komplexe locker gefügt, oder viele kleine Komplexe fest gefügt und eng vereinigt. In diesem Sinne ist das Deutsche Reich ein glücklich gestalteter Organismus, der um so dauerhafter sein wird,

je mehr er seinen Teilen größtmögliche Freiheit individuellen Lebens erhält.

Die Entfesselung aus den Banden des Nationalismus aber wird nicht sowohl durch Kongresse und Schiedsverträge geschehen, als durch wirtschaftliche Verständigungen. Vielleicht werden die ersten Schritte zu Zollvereinigungen führen, und es wäre mehr gewonnen, als durch Bündnisse sich erreichen läßt, wenn nach mehreren Seiten hin die deutschen Zollgrenzen verschwänden.

Das Ideal des staatlichen Aufbaus im Sinne der Mechanisierung ist der Verwaltungsstaat. So sehr die Bezeichnungen des Regierens und der Regierung uns vertraut sind, so kann doch nicht geleugnet werden, daß die Zahl und Mannigfaltigkeit der Interessen und Bedürfnisse innerhalb einer mechanisierten Gemeinschaft den wahren Begriff des Regierens, die Leitung einer Menge durch überlegenen Willen und überlegene Einsicht zu vorbestimmten Zielen, nahezu aufgehoben hat. Der Begriff der Verwaltung hingegen kennzeichnet sich als Ausgleich berechtigter Interessen durch bestimmte Instanzen, wobei allerdings gewisse praktische und ideelle Endziele vorschweben können; jedoch dürfen diese auf die Dauer nicht außerhalb der Linie liegen, die der Schwerpunkt der anerkannten Interessen ohnehin beschreibt. Dem Einzelnen steht die Verwaltung tatsächlich, der Gemeinschaft nur scheinbar als regierende Obrigkeit gegenüber, und geographische Verschiedenheiten finden nur insofern statt, als die Gesamtheit in einem Falle vorwiegend initiativ, im anderen Falle vorwiegend prohibitiv ihren Willen zur Gel-

tung bringt. Freilich sind die sozialen Gruppen mit verschiedener Stärke an der Instrumentation des Gesamtwillens beteiligt, und man kann sagen, daß in fast allen älteren Kulturstaaten die früheren absoluten Gewalten, Adel und Klerus, eine gewisse Präponderanz sich erhalten haben; so ist Österreich ein ausgesprochen kirchlich, Preußen ein ausgesprochen aristokratisch verwaltetes Land.

Auch die monarchischen Gewalten haben im Verwaltungsstaat ihre Bedeutung behalten, zum Teil erhöht. Der weitaus größte Teil der europäischen Staaten besteht aus Monarchien, und es darf behauptet werden, daß das republikanische Ideal des XVIII. Jahrhunderts dahinschwindet. Dies ist im Sinne der Mechanisierung durchaus folgerichtig; denn es besteht ein berechenbarer Vorteil darin, an der höchsten Spitze der Verwaltung, dort, wo die leiseste Willensregung im Abstieg zur Peripherie die heftigsten Bewegungen auslösen kann, Angehörige eines Hauses zu wissen, das, allen bürgerlichen Interessen seit Menschenaltern und für alle Zukunft enthoben, seine Existenz mit der des Staates zu identifizieren gelernt hat. Aufgabe der Verfassung ist es dann, die noch verbleibenden menschlichen Schwächen — von denen eigentlich nur Eitelkeit zu fürchten ist — soweit zu neutralisieren, daß eine Einseitigkeit der Entscheidungsfunktionen vermieden wird. Vorzüglich haben Greise und Frauen sich als verwaltungsstaatliche Souveräne bewährt.

Falsch wäre es, zu folgern, daß im mechanisierten Staatswesen die persönliche Willenswirkung des Monarchen sich verflüchtigt. Sie wird aber

um so machtvoller sein, je mehr er sich entschließt, allen äußeren Interessen und Einflüssen fernzustehen. Der Parteimonarch ist im modernen Staate unmöglich; der Klassenmonarch setzt sich Rückschlägen aus und schädigt seine Autorität; der gänzlich uninteressierte Monarch, der seine Existenz auf die Gesamtheit der Nation stützt, wird dasjenige Organ des Staatsgehirnes bedeuten, das in Analogie der transzendenten Willensfreiheit des Individuums den Zweifel beseitigt und den Charakter bestimmt. Als Ausdruck dieser irdischen Uninteressiertheit ist denn auch die Idee einer Gottesverantwortung wohl verständlich, wobei freilich leicht eine Verwechslung von persönlichen Wünschen mit göttlichen Inspirationen sich ereignen kann. So wäre angesichts dieses mystisch klingenden Wortes die Erinnerung an ein friederizianisches mit einer kleinen Variante statthaft: daß Gott im Kriege hinter den stärkeren Bataillonen und im Frieden hinter den wichtigeren Interessen steht.

Im Gegensatz zur monarchischen Autorität ist die politische Vormacht des Adels im Absteigen, denn sie findet in der mechanistischen Gesellschaft keine reale Stütze, vielmehr konkurrierende Mächte. Der preußisch-deutsche Aristokratismus, der ungebrochenste in Europa, ist aus Gründen, die wir gestreift haben, durch preußische Verfassung und Verwaltungstradition gewährleistet und somit auch für die nähere Zukunft ausreichend verankert. Preußen verdankt ihm viel, denn er hat einen Beamten- und Offizierskörper herangebildet, der an praktischem Idealismus, Mut und Pflichttreue alle Hierarchien des XIX. Jahrhunderts überstrahlt,

und von dem sinnlich schwer faßbaren Vorgang, daß eine höher organisierte Oberschicht ein ganzes Volksleben zu kontrollieren vermag, uns ein vollkommenes Bild gibt.

Obwohl der preußische Adel die Kraft besitzt, aus kleiner Menschenzahl viele und bedeutende Talente zu prägen, ist seine Veranlagung nicht eigentlich intellektuell. Seine großen Vorzüge beruhen auf einem unbeirrbaren Sinn für das Ehrenhafte, einem scharfen Blick für das Praktisch-nützliche, auf Mut, Ausdauer und Genügsamkeit. Ehrgeiz, Streben nach Verantwortung, Freiheit des Gedankens, Erfindungskraft, Anpassungsfähigkeit sind nur seinen größten Talenten eigen, dem Durchschnitt fremd.

Solange daher unter einfacheren und langsamer wechselnden Verhältnissen die Verwaltungstätigkeit etwa nach Art der Gutswirtschaft erlernt und auf traditioneller Grundlage patriarchalisch ausgeübt werden konnte, blieb der preußische Regierungsadel unübertroffen. Daß er neuen Gedankenformen und Arbeitsmethoden gegenüber teilnahmlos auf der Tradition beharrte, war 1806 sein Schaden, 1849 sein Vorteil. In dem Maße nun, wie die mechanistische Weltwirtschaft ganze Gebiete der Staatsverwaltung in reine Geschäftsbetriebe verwandelte, der Wechsel der Anschauungen und Aufgaben ein tägliches Umlernen, ein beständiges Erfinden forderte, zeigte es sich, daß zwar die alten Eigenschaften noch immer höchst schätzbar und unverkürzt vorhanden waren, daß aber der vorzüglichste Menschendurchschnitt nicht immer ausreichen konnte zur Lösung präzedenz-

loser Aufgaben und zur Konkurrenz gegen die stärksten Talente des Auslandes.

Denn inzwischen war im Auslande, insbesondere in England und Frankreich, einigermaßen auch in Österreich, Rußland und Italien, bewußt oder unbewußt die Erkenntnis durchgedrungen, daß oberste Verantwortlichkeiten nur von entschiedenen Talenten getragen werden dürfen, und daß es für Millionenstaaten keine Entschuldigung gibt, wenn diese Talente nicht aufgefunden werden. So haben sich ohne Zutun der Gesetzgebung als Konsequenz einer freieren Praxis in jenen Staaten automatisch wirkende Selektionsmethoden von größter Verschiedenheit herausgebildet, die aber alle darin übereinstimmen, daß sie die Talente des Landes aus den Millionen der Mindergeeigneten aussieben, an die Oberfläche tragen und den Verantwortungen zuführen, für die sie von Natur bestimmt sind. Solche selbsttätige Selektionsmethoden zu erläutern ist hier nicht der Platz; es genügt zu bemerken, daß Preußen sie nicht kennt, und somit darauf angewiesen ist, aus hundertfach kleinerem Material nach antiquierter Praxis die Rekrutierung seiner ersten Geschäftsführer vorzunehmen. So fällt denn die doppelt erschwerte Aufgabe der Entdeckung höchster Begabungen drei Königlichen Kabinetten zu, und es kann kommen, daß bei gesteigerten Ansprüchen an Vermögen, Herkunft, Repräsentation und Glanz der Persönlichkeit die schwersten Verantwortungen in Krieg und Frieden nicht immer auf den stärksten Schultern ruhen. Es ist ein schönes Zeichen der Festigkeit des preußischen Gefüges und der

Brauchbarkeit des aristokratischen Durchschnitts, daß bisher erst auf zwei Gebieten vorwiegend geschäftlicher Art, freilich auch bedeutender Wichtigkeit, die Mängel des Systems offenkundig geworden sind: im Kolonialwesen und in der auswärtigen Politik. Grundsätzliche Mängel eines Aufbaues können auf die Dauer nicht ohne Gefahren bleiben; es ist zu hoffen, daß es nicht allzuschwerer Erschütterungen bedarf, um sie zu beseitigen, und daß nicht eine allzuheftige Reaktion das Gute mit dem Fehlerhaften vernichtet und uns in die Arme des Amerikanismus treibt.

Ein weiterer Mangel in der Anpassung des preußischen Verwaltungsstaates an die herrschende Mechanisierung ist zu erwähnen. Mechanistische Geschäfte erfordern zwar einen gewissen Opportunismus im Anschluß an den Wechsel der Erfordernisse und die Ansprüche des Tages, der Sieg aber steht dem zu, der durch die Klippen des Augenblicks steuernd den Fernpunkt eines weit erspähten Zieles nicht aus dem Auge verliert. In parlamentarischen Staaten ist das Fernziel Erbteil einer führenden Partei, somit eines Volksteiles. Ministerien wechseln und sterben aus; das Parteiziel bleibt erhalten, und der scheidende Politiker ist zufrieden, wenn er auch nur einen Fuß breit sich ihm nähern konnte, in dem Bewußtsein, daß sein Genosse oder er selbst dereinst berufen sein wird, die Arbeit fortzusetzen. In der Ruhezeit verfolgt das Staatsschiff den Kurs der Gegenpartei berührt andere Inseln, und bleibt doch bereit, die unterbrochene Fahrt von neuem aufzunehmen. So entsteht eine politische Tradition, eine Politik

der Diagonale, und die Möglichkeit Aufgaben zu stellen und zu lösen, die Jahrzehnte erfordern.

In Preußen beschränkt sich die ministerielle Lebensdauer auf wenige Jahre. Der Minister kann keiner Partei angehören, denn er muß die Fiktion vertreten, daß die vom Parlament unabhängige Regierung sozusagen im Absoluten wurzelt; somit kann er sich auf eine Parteitradition nicht stützen. Hegt er dennoch weitausschauende Pläne, so wird er doppelt Bedenken tragen, sich und seinen Stab ihnen zu widmen: denn er selbst wird die Verwirklichung nicht erleben, und sein Nachfolger wird vielleicht damit beginnen, das mühsam gelegte Fundament so gründlich zu zerstören, daß kein Späterer Lust findet, es zu erneuern.

Deshalb fehlt es im preußischen Deutschland, trotz aller Tradition der Verwaltung, seit Bismarcks Abgang an politischer Tradition, an politischen Ideen und an politischer Langatmigkeit. Da auch dieser Fehler in der Konkurrenz der Staaten sich geltend zu machen beginnt, zumal in dem Sinne, daß unsere außenpolitischen Ziele stark zusammengeschmolzen sind, so wird die Abhilfe nicht mehr lange auf sich warten lassen.

So müssen wir am Schluß dieser Zwischenbetrachtung fast mit Erstaunen die paradoxe Tatsache feststellen, daß Preußen-Deutschland, das führende Land der europäischen Mechanisierung, das viel gefürchtete und viel bewunderte Land der Technik, das stärkste Industrieland der alten Welt, das Land der erfolgreichsten Geschäftsleute, sich in seiner politischen Ordnung den einmal gegebenen Verhältnissen der Mechanisierung so wenig

angepaßt hat, — und zwar ohne Überlegenes an ihre Stelle zu setzen, — daß es weder seine öffentlichen Geschäfte selbst verwaltet, noch eine ausreichende Zahl von Talenten für entscheidende Verantwortungen aufbringt, noch klare und bedeutende politische Ziele besitzt, noch auch — wie wir leider hinzusetzen müssen — dem Auslande gegenüber jederzeit das Arbitrium ausüben kann, das einem Verteidigungsbudget von zwei Milliarden und der stärksten Territorialarmee aller Länder und Zeiten entspricht.

Dies Bild eines Staatswesens, das sich gegen das mechanisierende Ideal zu wehren sucht, ist für unsere Betrachtung doppelt lehrreich. Einmal, weil es zeigt, welche gewaltigen Kräfte die Mechanisierung aufzubringen vermag, um Widerspenstige zu bändigen. Schon heute befindet sich das altpreußische Herrschaftswesen in einem labilen Gleichgewichtszustand ähnlich dem zu Beginn des XIX. Jahrhunderts, und es ist nur eines zu hoffen: daß der zögernde Abbau, der sich in diesen Jahrzehnten vollzieht, nicht durch Katastrophen überstürzt wird.

Sodann ist es wichtig festzuhalten, daß der gegenwärtige antimechanistische Verwaltungszustand Preußens in letzter Linie einen Rest von Abhängigkeitsbedürfnis der ehemals unterdrückten Volksschicht seine Erhaltung verdankt. Dieses Abhängigkeitsbedürfnis äußert sich in absolutem Sinne in der Lust, durch Befehle, Verbote, Anweisungen, Ermahnungen, Ausschließungen, Privilegien dauernd geleitet und beschränkt zu werden; es äußert sich in relativem Sinne in der Verehrung

und Bewunderung, die ohne bewußte Kenntnis der Ursache dem anerkannt edleren Blute, dem ausgesprochenen Herrentume gezollt wird.

Das Rudiment vormechanistischer Empfindungsweise, das hier zutage tritt, führt uns zurück zu der Übersicht der zeitgenössischen Ideale, die wir soeben beendet haben.

Die Mehrzahl dieser Bilder trägt noch die Züge, die der älteren Empfindungswelt angehören; um so ausgeprägter, je weiter wir uns aus dem Mittelgebiet des Mechanisierungskampfes nach uninteressierten Regionen hin entfernen. Ausgesprochen altertümlich erscheint das körperliche und das menschliche Ideal, ausgesprochen neuzeitlich das wissenschaftliche, politische und staatliche. Es gleicht auch hierin das Gesamtbewußtsein dem Bewußtsein des Einzelnen, daß abseits der interessierten Geistessphären sich vorzeitliche Reste gemütlicher, harmloser, kindlicher und abergläubischer Empfindungen erhalten, die aufgesogen werden, in dem Maße, wie das Interessenbewußtsein sich verdeutlicht und ausdehnt. Denn ein der Menschheit nicht gerade schmeichelhaftes Gesetz scheint zu bestimmen, daß die uninteressierte Überzeugung sich allmählich der interessierten Überzeugung anpaßt; mit anderen Worten, daß die Überzeugung nicht dauernd den Interessen widersprechen kann. Weshalb es denn auch von jeher verdienstvoller und erfolgreicher war, die Menschen von falschen Interessen zu befreien, als von falschen Meinungen.

So kann es nicht befremden, in den Träumen der Mechanisierung eine gemeinsame Tendenz zu

erblicken, die der philosophische Geist überwunden wähnt: das Streben nach dem ausschließlich Vernünftigen. Noch immer gehört unser waches Leben der Aufklärung, dem Rationalismus: wie könnte es anders sein in einer Zeit, die uns beweist, daß Furcht stärker ist als Mut, Fleiß stärker als Kraft, Klugheit stärker als Träume? Einer Zeit, die beständig das Wort im Munde führt: daß sie weiß, was sie will, und den Erfolg als Gesetz betrachtet?

Wir müssen anerkennen, daß niemals, so lange die irdische Menschheit besteht, eine Weltstimmung so einheitlich einen so ungeheuren Kreis von Wesen beherrscht hat, wie die mechanistische. Ihre Macht scheint unentrinnbar, denn sie beherrscht die Produktionsquellen, die Produktionsmethoden, die Lebensmächte und die Lebensziele: und diese Macht beruht auf Vernunft.

Von der Sehnsucht der Zeit

Trotzdem aber die Mechanisierung noch lange nicht ihren Zenith erreicht hat, trotzdem sie ihre Aufgabe, den Weltkreis zu europäisieren, erst nach Generationen erfüllen und vielleicht auch dann noch nicht kulminieren wird, trägt sie schon heute den Tod im Herzen. Denn im Urgrund ihres Bewußtseins graut dieser Welt vor ihr selbst; ihre innersten Regungen klagen sie an und ringen nach Befreiung aus den Ketten unablässiger Zweckgedanken.

Die Welt sagt, sie weiß was sie will. Sie weiß es nicht, denn sie will Glück und sorgt um Materie.

Sie fühlt, daß die Materie sie nicht beglückt, und ist verurteilt, sie immer von neuem zu begehren. Sie gleicht Midas, der im Goldstrom verschmachtet.

Die Hoffnungen, die aus der Tiefe aufsteigen und im Geiste Einzelner Bewußtsein erlangen, sind widerspruchsvoll und daher dem Gemeingeist unklar. Denn einem Geiste wird nur das vernehmbar, was von gleichklingenden Elementen harmonisch zum Akkorde verstärkt wird, das Widerstrebende bleibt dumpfes Geräusch. Aus aller Verworrenheit aber klingt die Stimme der Sehnsucht doppelt ergreifend, weil sie, das selbstsichere Wort der Bewußtseinswelt verleugnend, sich anklagt, was sie ersehne, das wisse sie nicht.

Wer lehrt den zweifelnden Menschen dieser Zeit, was er schätzen, lieben, begehren, erstreben darf?

Er wendet sich zur Philosophie; sie antwortet ihm: so mußte dieser, so mußte jener denken. Umstände und Anlage führen zur einen oder zur anderen Weltanschauung. Jede ist wahr, jede ist falsch, je nach der Eröffnung steht das Spiel so oder so. Das Ergebnis ist Kritik.

Er wendet sich zur Religion; sie zeigt ihm die Entstehung und Entwicklung des religiösen Gedankens, sie entwirft eine psychologische Analyse des religiösen Empfindens, projiziert das Wandelbild der Glaubensformen und gibt eine Naturgeschichte Gottes. Die Gottheit wird zur Phantasmagorie.

Er wendet sich zum Menschen: der eine preist die alten Tugenden, der andere die neuen. Sinneslust und Beschaulichkeit, Naturgenuß und Erfolg, Ehre und Freiheit, Pflicht und Reichtum: zu-

letzt wird alles der Individualität anheimgestellt.

Er befragt die Wissenschaft. Sie rät ihm, sich zu spezialisieren.

Die Kunst eröffnet ihm den Bildersaal, der von Memphis bis Paris, von Mexiko bis Peking alle Schönheit der Zeiten und Völker birgt. Sie verherrlicht die eine, schmäht die andere Epoche mit dem Hinweis, daß sie morgen umgekehrt verfahren wird.

Das Erwerbsleben lehrt, wie man Bedürfnisse schafft und befriedigt, wie man organisiert und verwaltet und die käuflichen Güter der Welt vermehrt, damit neue Generationen Lebensunterhalt, Arbeit und neue Zweifel finden.

Es ist, als sei die Welt flüssig geworden und zerrinne in den Händen. Alles ist möglich, alles ist erlaubt, alles ist begehrenswert, alles ist gut. Zuletzt tut der Abgrund der Zeiten sich auf, und es zeigt sich wie in Macbeths Spiegel jedes der Gesichte zu schwankenden Generationsreihen erweitert; jeder Mosaikstein des flimmernden Bildes wird zum endlosen Bande, und in jedem Querschnitt des Bündels erscheint ein neues Symbol unsäglicher Relativitäten.

Der Mensch aber begehrt Glauben und Werte. Er fühlt, daß er Unersetzliches besessen hat; nun trachtet er das Verlorene mit List wiederzugewinnen und pflanzt kleine Heiligtümer in seine mechanisierte Welt, wie man Dachgärten auf Fabrikgebäuden anlegt. Aus dem Inventar der Zeiten wird hier ein Naturkult hervorgesucht, dort ein Aberglauben, ein Gemeinschaftsleben, eine künstliche Naivität, eine falsche Heiterkeit,

ein Kraftideal, eine Zukunftskunst, ein gereinigtes Christentum, eine Altertümelei, eine Stilisierung. Halb gläubig, halb verlogen wird eine Zeitlang die Andacht verrichtet, bis Mode und Langeweile den Götzen töten.

Dennoch ist dieses Spiel nicht verächtlich, weil es aus Sehnsucht stammt. Aber es bleibt hilflos und kindisch, weil auf dem zitternden Boden der Mechanisierung arkadische Haine nicht gedeihen. Mancher wählt die Flucht; aber der Amerikaner, der zwei Jahre lang in Wäldern haust, muß beim Anblick des Gerätes, des Buches und Kleides, das er mit sich führt, sich eingestehen, daß er von der Mechanisierung der anderen lebt, daß seine Einsiedelei eine Sommerfrische auf Kosten der mechanisierten Gemeinschaft bedeutet. Mancher wählt die Abgeschlossenheit, aber muß empfinden, daß ein Glück, das sich nicht mitteilt, fehlerhaft ist.

Die Blume vor dem Fenster eines Bauernhauses, das Lied auf der Landstraße, der Sonntagsausflug der Stadtbewohner, das Buch in den Händen des Arbeiters bezeugen, daß das Volk entschlossen ist, nicht in mechanistischer Zweckhaftigkeit aufzugehen; aber Lesehallen und Volkstheater, populäre Wissenschaft, Gartenkolonien und halb wohltätige Unterhaltungen sind bei aller Nützlichkeit allzudürftige Mittel, um den Seelenfunken anzufachen. Nicht mehr wäre dem Seelenleben gewonnen, wenn nach dem Siege des sozialistischen Prinzips um den Preis trübseliger Nivellierung ein Zuwachs des Minimaleinkommens von 140 Talern erkauft würde. Mechanistische Mittel werden die mechanistischen Übel nicht heilen.

Wenn es nicht allzu vermessen erscheint, die Frage zu stellen: wo die Gegenkräfte der Mechanisierung zu finden sind, und wie sie ausgelöst werden können, so muß der Versuch gewagt werden, die Gesamtheit dieser Weltbewegung mit einem Blick zu umfassen.

Was ist der Sinn der Mechanisierung, was ist ihr Wesen und Ziel?

Betrachten wir zuerst ihre Entstehung. Vor Anbruch der Geschichte waren Kraft und Mut die höchsten Tugenden des Menschen. Heroische Völker, gestählt im Kampf mit den Naturmächten, traten aus ihren Wäldern hervor; sie unterjochten die schwächeren, friedfertigeren Urbewohner. Der Kluge war der Knecht des Starken; er diente ihm mit Arbeit und Künsten und wurde dafür geschützt und geleitet. Der Unterdrückte sammelte, der Herr verschwendete sein Erbteil; Klugheit war zäher als Kraft; und in dem tausendjährigen Ringen um den Weltbesitz, das wir Geschichte nennen, siegte nach Wechselfällen und Rückschlägen erst hier dann dort, zuletzt überall, Intellekt und Zahl über Gesinnung und Tradition. Die Welt erhielt ihr Gepräge von den Rebellen; an die Stelle der Kaste trat die Organisation, an die Stelle des Frohns die Maschine. Die einstigen Herren, soweit ihr Blut nicht in Mischung aufging, waren gezwungen, sich der Mechanisation anzupassen; nur da, wo glückliche Umstände ihnen unveräußerlichen Landbesitz erhielten, blieben sie im Besitz von Privilegien. Naturgemäß waren die mechanistischen Einrichtungen auf die Eigenschaften ihrer Schöpfer zugeschnitten; sie erfor-

derten Intelligenz, Zähigkeit, Beweglichkeit und Erfindungsgabe. Innerhalb der geistigen Atmosphäre der Mechanisierung, die wir zu schildern unternahmen, kämpfen nun die Werte der alten Gesinnungswelt mit den Werten der neuen Intellektualwelt. Zwar leben noch die einen in gewissen Schätzungen des Volksbewußtseins fort; doch für die anderen hat der praktische Erfolg sich entschieden, und in der geistigen Verwirrung, die der Kampf und das Einleben in veränderte Ordnungen geschaffen hat, scheint der Augenblick gekommen, wo die neuen Werte in die Veste des Unbewußten, des Gefühls, überzutreten beginnen, wo die einseitige, vernichtende Selektion des Intellektualismus, die bisher vorzugsweise als Ergebnis der Praxis geduldet wurde, jene Rudimente älterer Wertungen, von denen wir gesprochen haben, hinwegspült, und sich zum Wahrzeichen der Zeit erhebt.

Hier ist der Punkt, wo zum ersten Male Erkenntnis einzugreifen hat. Sie muß zur Schätzung dessen führen, was die Welt den ethischen und geistigen Werten der einstigen Oberschicht verdankt, und muß die Verantwortung erwecken für die Gefahr der Verarmung, die aus ihrer Vernichtung erwächst.

Spätere Zeiten werden nicht begreifen, mit welchem Mangel an psychologischem Instinkt wir den Gegensätzen menschlicher Geistesrichtung gegenüberstanden, wie wir über Erscheinungen und Zusammenhänge, die mit Händen zu greifen waren, hinwegsahen, weil unsere Augen sich auf die merkwürdigsten Züge unserer Epoche nicht

einstellen wollten. Ja, diese Metapher ist im wörtlichsten Sinne wahr; es erfordert kaum mehr an physiognomischer Apperzeption, um körperlich die Grundkontraste zu empfinden, als normale Kinder Fremden entgegenbringen.

Vor Jahren habe ich entwickelt, daß Furcht und Zweckhaftigkeit auf der einen, Mut und Zweckfreiheit auf der anderen Seite die Grundstimmungen des Menschengeistes ausdrücken. Indem der damals aufgestellte Begriff des Zweckmenschen zum Gemeingut wurde, hat sich ein Element der Beobachtungsreihe stabilisiert. Allmählich aber wird in das Bewußtsein der Gemeinschaft die Erkenntnis eindringen, daß gewisse, stets verschwisterte Eigenschaften regelmäßig im Gefolge der einen, andere im Gefolge der anderen Kategorie auftreten müssen. Solange Menschen, welche die Merkmale der Eitelkeit, der Neugier, des Betätigungsdranges, der Unwahrhaftigkeit, der Kritiklust, der Unsachlichkeit, der Trübsal tragen, mit den gleichen Blicken angeschaut werden wie diejenigen, welche selbstbewußt, abenteuerlich, wahrhaft, phantasievoll, sachlich und heiter sind, solange ist unsere Zeit gleichsam psychologisch farbenblind. Die Kenntnis der geistigen Eigenschaftsgruppen wird aber dereinst so selbstverständlich erscheinen, wie heute etwa die Unterscheidung der körperlichen Gruppenmerkmale von Kaukasiern und Mongolen. Sie wird nicht, wie angesichts der einseitigen Färbung unserer sprachlichen Charakteristik angenommen werden könnte, zur Verachtung der einen, zur Verherrlichung der anderen Gruppe führen —

denn die Epitheta verdanken ihre extremen Wertungen dem Anschauungskreis der doppelschichtigen Epoche — vielmehr werden zwei, wenn auch scharf getrennte Idealtypen sich abstrahieren lassen. Daß auch der zweckhafte Typ unserer westlichen Anschauung ansprechende, ja sympathische Züge entgegenbringen kann, zeigt das Bild der Erzväter, Sokrates', Epiktets, oder um von Neuzeitlichen zu reden, etwa Voltaires, Heines, Victor Hugos, Tolstois.

So wird die Erkenntnis menschlicher Qualitäten uns die Sicherheit der Wertung wiedergeben. Vor allem aber wird sie verhindern, daß in einseitiger Selektion die Mechanisierung fortfährt, Gesinnung zugunsten von Intelligenz zu vernichten; sie wird bewirken, daß ein Menschenschlag erhalten bleibt, dem die Welt ihre Schönheit, ihre Phantastik und höhere Ordnung verdankt.

Entspringt diese erste Forderung aus den Entstehungsbedingungen der Mechanisierung, so müssen die Wirkungsbedingungen dieser Kraft in analoger Weise zu umspannen und auszudeuten sein.

Mechanisierung entspricht wirtschaftlicher Notwendigkeit: verzehnfachte Bevölkerung auf unveränderter Bodenfläche verlangt neue Wirtschaftsmethoden. Der Kern der Mechanisierung ist der Produktionsprozeß. Er teilt mit anderen undurchgeistigten oder irrationalen Prozessen ähnlicher Art — wie zum Beispiel dem Prozeß der persönlichen Bereicherung oder des Ausbaus von Unternehmungen — die Tendenz, in unablässiger Selbsterregung den Umtrieb zu steigern, und zwar

in doppelter Progression: einmal so, daß die Produktionssteigerung die Bevölkerung verdichtet, und gleichzeitig die Verdichtung wiederum die Produktion erhöht; sodann in dem Sinne, daß die Menge der Verbrauchsgüter den Einzelverbrauch anregt und wiederum der vermehrte Einzelverbrauch neue Verbrauchsgüter verlangt.

Den ersten Kreislauf gemäß der Malthusdoktrin zu durchschneiden, ist wider die Natur und bleibt außer Betracht. Der zweite Kreislauf greift in geheiligte Gesetze nicht ein, er ist im Sinne der Natur willkürlich und daher auflösbar.

Mit dem Lächeln, das uns entlockt wird, wenn wir von der Freude ostafrikanischer Neger an preußischen Husarenjacken hören, werden unsere Nachkommen vernehmen, von welchem Warenhunger wir besessen waren. Ein Dritteil, vielleicht die Hälfte der Weltarbeit geht auf, um der Menschheit Reizungs- und Betäubungsmittel, Schmuck, Spiel, Tand, Waffen, Vergnügungen und Zerstreuungen zu schaffen, deren sie zur Erhaltung des leiblichen, zur Beglückung des seelischen Lebens nicht bedarf, die vielmehr dazu dienen, den Menschen dem Menschen und der Natur zu entfremden. Dies vor Augen zu stellen, genügt es, die Zahlen einer Produktionsstatistik oder eines mittleren Haushaltsbudgets darauf zu prüfen, wieviel zum Glück und Leben notwendige Positionen es enthält, (wobei natürlich die Belastungen aus dem Privatmonopol städtischen Bodens als Geschäftskosten, nicht als notwendiger Verbrauch zu rechnen sind) oder in den Fensterauslagen einer Hauptstraße die millionenfachen

Nichtigkeiten zu betrachten, welche die Begierde der Menschen erregen, und Tag für Tag mit saurer Arbeit erkämpft werden.

Es wurde erwähnt, daß die Frauen, die nicht bloß der Natur, sondern auch den Urvölkern näher stehen als wir, sich bereitwilliger blenden lassen vom Schimmer des mechanisierten Produkts, wogegen der Mann sich maßloser dem Genuß der Zivilisationsgifte hingibt.

Der primitive Irrtum, es sei zu befürchten, daß bei Beschränkung der Weltarbeit auf notwendige Produkte die Bevölkerung einen Teil ihres Lebensunterhalts verliere, kann hier unberücksichtigt bleiben; er bedeutet eine Paraphrase des alten Trugschlusses: Luxus sei notwendig, weil er Geld unter die Leute bringe.

So trägt die Welt einen großen Teil ihrer Mechanisierungslast freiwillig; sie wird sich in dem Maße entlasten, ihre Arbeitskraft und Muße beglückenderen Zielen zuwenden und die Zwangsgesetze der Mechanisierung durchbrechen, wie sie auf Nichtigkeiten und Schädlichkeiten verzichtet. Wer aber in diesen das erstrebenswerte Glück der Völker erblickt, dem sei es gegönnt, sofern er seine Torheit nicht andern zumutet.

Seltsam ist es, daß unsere so sehr zum Werten und Umwerten geneigte Zeit, die heute das Tanzen und morgen das Beten anpreist, heute das Trinken und morgen den Sport verurteilt, daß diese Zeit noch keine Regung des Gewissens verspürt hat angesichts der ungeheuerlichen Verschwendung an Arbeit, Geist und Rohstoff, deren der Einzelne und die Gesamtheit sich schuldig macht. Ästhe-

tisches Ärgernis an dem Produktenwust hat mancher genommen; nun steht die Zeit vor der Tür, die in diesem Narrenkram das materielle Weltverbrechen erblicken und mit verständnislosem Grauen die Spielzeuge des XX. Jahrhunderts betrachten wird.

Es bleibt der dritte Versuch und die umfassendste Frage: wie dürfen wir die mechanistische Epoche bewerten, wenn wir sie im Bilde der Menschheitsentwicklung betrachten.

Niemals, seit Erschaffung des Planeten, war ein so großes Quantum irdischen Geistes in Bewegung wie heute. Die Zahl der menschlichen Gehirne steht im Maximum, und die Denkarbeit geht an die Grenzen ihrer Kräfte. Vom Denken werden alle Räder der Welt im Schwung erhalten, und setzte der sorgende Erdengeist acht Tage lang aus, so würde das rückwärts stürmende Getriebe alles Menschenwerk zerschmettern.

Auch die Mechanik des Denkens ist höher gesteigert als zu irgend einer früheren Zeit. Denn das materielle Wissen ist gewaltig, die Menge der erkannten Zusammenhänge, der beobachteten Tatsachen, der verfügbaren Analogien unermeßlich. Vor allem aber sind wirksame, der Mechanisierung angepaßte Methoden und Formen des Denkens verfügbar, die früheren Zeiten unbekannt, heute von jedermann mühelos gehandhabt werden, vom Politiker, Dichter, Reporter und Landwirt. Beherrschend für unser Denkwesen ist die Form geworden, die man als Fluxionsmethode bezeichnen könnte. Sie besteht darin, daß die Erscheinung nicht mehr als ein fest Ge-

gebenes angesehen wird, sondern als kontinuierliche Funktion variabler Faktoren. Auf ihr beruht die mathematische Analysis, die Entwicklungslehre, die historische Betrachtungsweise, das naturwissenschaftliche Messen, die Statistik. In Verbindung mit ihr haben mathematisch-physikalische, philosophisch-kritische, vergleichend naturwissenschaftliche, mechanisch konstruktive, praktisch organisatorische Methoden sich der Geister bemächtigt, und neue Begriffe, Verständigungsmittel, Lehren und Sprachformen geschaffen. Und wiederum die neuere Sprache selbst, mit ihren zahllosen Formeln abstrakter Zusammenhänglichkeit, bildet ein kräftiges Vehikel des mechanistischen Denkens. Deshalb ist es ein fruchtloses Beginnen, wenn Populärpropagandisten ihr den Rückweg zum konkreten Ausdruck des Altertums weisen wollen, indem sie nach feststehenden Rezepten Wort für Wort des mechanistischen Gefüges in falsche Bildlichkeiten umsetzen und das journalistische Gerippe ihrer Darstellung mit Theaterlappen behängen. Kraft der Sprache ist nichts anderes als Kraft der Gedanken; weggelassene Präpositionen ändern daran nichts.

Wenn so die Welt im Sinne des Denkens durch und durch vergeistigt erscheint, so möchte man glauben, daß ungeheure Erleuchtungen und Fernblicke, wahrhafte Seligkeiten des Geistes unserer Zeit beschieden sein müßten. Nichts dergleichen ist der Fall; schon die grenzenlose Spezialisierung macht es unmöglich. Denn wie in einem Bergwerk die Förderung verarmt, wenn die Längen und Verzweigungen der Stollen das Maß überschreiten,

so gehen die unermeßlichen Erlebnisse und Entdeckungen jedes Tages, in Winkeln gestaut, dem Gesamtleben verloren. Gäbe es Geister, wie die Humanistenzeit zum letzten Male sie kannte, die den Inbegriff unseres Wissens zu umspannen vermöchten: sie würden die Geistesbrücken niederbrechen sehen unter der Last des Wissens, und zuletzt sich bescheiden, alles registrierend hinzunehmen, weil denn schließlich von einer jeden Wahrheit auch das Gegenteil wahr und erwiesen ist.

Aber die Natur sendet solche Geister nicht; schon deshalb nicht, weil in den überreichen und überfeinen Denkapparaten kein Organ sich findet, das anders wirkt als analysierend, angleichend, verwertend, kritisierend. Fast alles, was geschrieben wird, kennen wir, bevor wir es gelesen haben; von fast allem, was gedacht wird, wissen wir das Ergebnis, noch bevor es zu Ende gedacht ist. Es geht uns wie geübten Kartenspielern, die, wenn die ersten Blätter ausgespielt sind, voraussehen, wie die Partie verläuft, welche Zwischenfälle eintreten, ja welche Fehler gemacht werden. Niemals hat man das Wort Synthese so häufig vernommen wie in dieser Zeit; aber was sind diese Synthesen? Ähnlichkeiten, Analogien, Bilder, Symbole, Zusammenhänge; je fremdartiger, desto bekannter, je verstiegener desto trivialer, nach stets den gleichen Rezepten aufgestellt, erläutert, verteidigt und bewiesen.

Hier liegt die tiefste Sehnsucht unserer Zeit, die ihren Sinn sucht. Unbewußt fühlt sie sich angewidert vom Denken, vom mechanistischen

Denken; sie hat alles schon einmal gehabt und durchgrübelt, alles durchgeschätzt, jedes Gefühl sondiert und abgeleitet. Sie weiß, wie alle diese Rätsellösungen schmecken und wie lange sie vorhalten. Sie sehnt sich nach einem jenseits des Beweisbaren stehenden Sinn, und schrickt davor zurück, weil er ihr willkürlich scheint; und er ist willkürlich, weil er nicht in ihrer Seele liegt. Deshalb blickt sie auf zu den Geistern, die göttliche Überzeugungen in ihren Seelen trugen, Plato, Paulus, Franziskus, Eckhardt, und kann doch die Überzeugungen nicht erwerben, weil sie diese Seelen nicht erwerben kann. Sie schafft sich Gemeinden, Tempel und Altäre, und empfindet verzweifelnd, daß sie das Einzelne nicht glauben kann, weil sie alles glaubt, daß sie alles glauben muß, weil sie nichts glauben kann. Die Zeit sucht nicht ihren Sinn und ihren Gott, sie sucht ihre Seele, die im Gemenge des Blutes, im Gewühl des mechanistischen Denkens und Begehrens sich verdüstert hat.

Sie sucht ihre Seele und wird sie finden; freilich gegen den Willen der Mechanisierung. Dieser Epoche lag nichts daran, das Seelenhafte im Menschen zu entfalten; sie ging darauf aus, die Welt benutzbar, und somit rationell zu machen, die Wundergrenze zu verschieben und das Jenseitige zu verdecken. Dennoch sind wir wie je zuvor vom Mysterium umgeben; unter jeder glatten Gedankenfläche tritt es zutage, und von jedem alltäglichen Erlebnis bedarf es eines einzigen Schrittes bis zum Mittelpunkt der Welt. Die drei Emanationen der Seele: die Liebe zur Kreatur, zur Natur und zur Gottheit konnte die Mechanisierung

dem Einzelleben nicht rauben; für das Leben der Gesamtheit wurden sie zur Bedeutungslosigkeit verflüchtigt. Menschenliebe sank zum kalten Erbarmen und zur Fürsorgepflicht herab, und bedeutet dennoch den ethischen Gipfel der Gesamtepoche; Naturliebe wurde zum sentimentalen Sonntagsvergnügen; Gottesliebe, überdeckt vom Regiebetriebe mythologisch-dogmatischer Ritualien, trat in den Dienst diesseitiger und jenseitiger Interessen und wurde so nicht blos unedlen Naturen verdächtigt.

Es gibt wohl keinen einzigen Weg, auf dem es dem Menschen nicht möglich wäre, seine Seele zu finden, und wenn es die Freude am Aeroplan wäre. Aber die Menschheit wird keine Umwege beschreiten. Es werden keine Propheten kommen und keine Religionsstifter, denn diese übertäubte Zeit läßt keine Einzelstimme mehr vernehmlich werden: sonst könnte sie heute noch auf Christus und Paulus hören. Es werden keine esoterischen Gemeinden die Führung ergreifen, denn eine Geheimlehre wird schon vom ersten Schüler mißverstanden, geschweige vom zweiten. Es wird keine Einheitskunst der Welt ihre Seele bringen, denn die Kunst ist ein Spiegel und ein Spiel der Seele, nicht ihre Urheberin.

Das Größte und Wunderbarste ist das Einfache. Es wird nichts geschehen, als daß die Menschheit unter dem Druck und Drang der Mechanisierung, der Unfreiheit, des fruchtlosen Kampfes, die Hemmnisse zur Seite schleudern wird, die auf dem Wachstum ihrer Seele lasten. Das wird geschehen nicht durch Grübeln und Den-

ken, sondern durch freies Begreifen und Erleben. Was heute viele reden und einzelne begreifen, das werden später viele und zuletzt alle begreifen: daß gegen die Seele keine Macht der Erde standhält.

Was rufen die Völker aller Zeiten einander zu? Erlebnisse ihrer Seelen. Was kümmern uns die Salben der Ägypter, die Ritualien der Juden, die Schlachtordnungen der Griechen, die Auspizien der Römer, die Alchymistereien der Scholasten? Was ihre Seelen gelitten und geschaffen haben, ihre Gesänge und Bilder, Visionen und Ahnungen, das besitzen wir als ein untrennbares Teil unser selbst. Was wir im Leben genossen, wenn die Seele unbeteiligt, was wir erduldeten, wenn die Seele unverletzt blieb, bedeutet nur einen Reiz und einen Schatten, zu flüchtig für die Erinnerung. Die Kunst, die unseren Nerven schmeichelt, der Gedanke, der nicht in die Tiefe klingt, die Handlung, die unsere äußere Erfahrung bereichert, sind tote Dinge.

Gleichviel, wie wir das Herz der Welt zu erfassen suchen: immer wird uns die Seele, unsere eigene Seele, entgegentreten. Nehmen wir das Körperliche als real und primär, so müssen wir aus Materie Geist, aus Geist Seele sich losringen sehen: denn das Atom ballt sich zur Zelle und aus dem Widerstreit sich aufhebender Sensibilitätskeime wird Empfindung erkennbar; die Zelle vereinigt sich zum Menschen und aus der Summierung gleichgerichteter Empfindungselemente wird Geist sichtbar; der Mensch verbindet sich zur Gemeinschaft und aus der widerstrebenden

Mannigfalt der Geister tritt die Seele zutage, die im Einzelmenschen wirkte, wie der Geist in der Einzelzelle, wie die Empfindung im Atom, unbefreit und dennoch lebendig. Nehmen wir das Ich als real und primär, so löst sich aus der Täuschung der Materie die bedingte Realität des Geistes, aus dem Geist die volle Realität der Seele, die sich aus der Trübung befreit, indem sie sich ihrer selbst bewußt wird. Nehmen wir das Ich und das Körperliche gleichzeitig als real und identisch, so erleben wir an uns selbst, aus der Erfahrung unseres Lebens, die Entwicklung vom instinktiven Dasein der Kindheit zum geistigen Dasein der Jugend und zum seelischen Dasein der Reife.

Nichts anderes ist erforderlich als die Gewißheit des Lebens und Wertes unserer Seele; denn es handelt sich nicht darum, die Seele zu erzeugen, sondern zu entfesseln, und durch diese Gewißheit ist sie frei und des Aufstiegs fähig.

Diese Erkenntnis ist nicht neu, sondern sehr alt; wie denn alle Worte, die außerhalb alltäglicher Not der Geist im Laufe der Jahrhunderte der Menschheit zugerufen hat, stets das Gleiche bedeuten, nämlich: achte auf deine Seele. Hier bedürfen wir der Erinnerung deshalb, weil in einer Zeit, die sich ihrer Entseelung bewußt wird, solche Erfahrungen eine gewaltige Realität erlangen, eine Realität, die unabhängig von aller religiösen und philosophischen Vereinzelung dasteht.

Nein, es wird und kann nichts weiter eintreten als das Begreifen, daß die Seele wachsen kann, und

daß es wiederum Dinge gibt, die sie verkleinern und vernichten können. Und dieses Begreifen wird nicht in Dithyramben oder Bußpsalmen ausklingen, sondern in Selbstgewißheit und Schweigen. Die heißen Wünsche der Menschen werden schweigen lernen, die Wünsche nach käuflichen Freuden, nach maßloser Bereicherung an äußeren Eindrücken, nach Beschleunigung des Lebenstempos, nach Extensivwirtschaft und Raubbau des Geistes. Nicht daß deshalb das Arbeitsleben und der Produktionsprozeß stillstände; denn auch wenn das Wertlose vom Wünschenswerten und Nötigen gesondert wird, bleibt noch viel, noch mehr als heute zu schaffen, um größere und gleichmäßigere Behaglichkeit der Lebensführung zu sichern. Nicht ganz so leicht, und dennoch gewiß, werden die Begierden schweigen lernen, die den Menschen zum Sklaven der Meinung machen, die Freude am Neid, am Beifall, an der Beachtung; ohne daß es deshalb an Männern und Frauen fehlen wird, die aus Lust am Schaffen, an Verantwortung und Initiative Führerschaft leisten und erstreben. Schweigen lernen wird auch die Kunst; wie denn von jeher unaufdringlich und schweigend, und so der Natur vergleichbar, die großen Werke durch die Zeiten geschritten sind.

Zieht man die Umwälzungsgeschwindigkeit in Rechnung, an die uns das XIX. Jahrhundert gewöhnt hat, so wird man die Erwartung des neuen Zustandes der Menschheit, der sich von dem heutigen nicht wesentlicher unterscheidet als etwa der zeitgenössische haitianische vom zeitgenössischen englischen, nicht als utopisch bezeichnen.

Freilich kann nicht zu gleicher Zeit die ganze bewohnte Welt ihn empfangen; vielleicht wird in Zentralafrika noch immer die Glückseligkeit des Warenhauses blühen, wenn in Deutschland das Geschrei der Modeneuigkeiten längst verstummt ist.

Wohl aber wäre es utopistische Schwachheit, aus eigener Unzulänglichkeit die Kräfte ermessen zu wollen, die in der Menschheit das Reich der Seele einstmals auslösen wird.

Die mechanistische Entwicklung können wir ohne Staunen, ja ohne Geistesaufwand ein gutes Stück zukunftwärts weiterdenken. Ein hundertfach übervölkerter Erdball, die letzten asiatischen Wüsten angebaut, ländergroße Städte, die Entfernungen durch Geschwindigkeiten aufgehoben, die Erde meilentief unterwühlt, alle Naturkräfte angezapft, alle Produkte künstlich herstellbar, alle körperliche Arbeit durch Maschinen und durch Sport ersetzt, unerhörte Bequemlichkeiten des Lebens Allen zugänglich, Altersschwäche als alleinige Todesart, jeder Beruf Jedem eröffnet, ewiger Friede, ein internationaler Staat der Staaten, allgemeine Gleichheit, die Kenntnisse des mechanischen Naturgeschehens ins Unabsehbare erweitert, neue Stoffe, Organismen und Energien in beliebiger Menge entdeckt, ja zu guterletzt Verbindungen mit fernen Gestirnen hergestellt und erhalten: im Sinne der Mechanisierung die höchsten Aufgaben, alle lösenswert und vermutlich dermaleinst gelöst —; wem macht es Schwierigkeit, dies Bild künftiger Bequemlichkeit und Gelehrsamkeit beliebig auszumalen, und wen macht es glücklich?

Im Seelischen auch nur einen Schritt über das dem einzelnen Menschen gestattete Maß vorzudringen, ist unmöglich. Ein Grieche konnte sich durchaus, und ohne Enthusiasmus, das Fliegen der Menschen vorstellen, den Hamlet oder die IX. Symphonie konnte er sich nicht vorstellen, ebensowenig wie ein Mensch der Steinzeit sich die Freude an einer Gebirgslandschaft oder einer Brandung vorstellen konnte. Wir brauchen nicht über das Alter des Menschengeschlechtes hinauszugehen, um zu Zeiten zu gelangen, in denen die Seelengewalten unseres eigensten Lebens, die Liebe der Geschlechter, die Liebe zur Heimat, zu Eltern und Kindern, zu Gott und Natur noch nicht aus primitiven Instinkten hervorgetreten, somit im eigentlichen Sinne nicht erfunden und auch nicht vorstellbar waren.

Oft hat man die spielende Frage gestellt, was wohl ein großer Geist des Altertums wiederkehrend zu den Gestaltungen der neuen Zeit sagen würde. Wählt man für diese Rolle einen aufs Wesentliche gerichteten Geist wie den des Plato, so dürfte man fabeln: die Früchte der Mechanisierung würde er mit wechselndem Interesse hinnehmen, die höchste Kunst Europas der seinen verwandt empfinden, drei Dinge aber würde er als Offenbarungen verehren: die Lehre Christi, die germanische Naturbetrachtung und die deutsche Musik.

Hier verläuft eben eine der Grenzlinien, die das Gebiet des Geistes von freieren Gebieten sondern; sie ist zart, aber unüberschreitbar. Was vom Heraufdämmern des Seelenreiches in Gedanken

und Worten materialisierbar ist, das haben wir gestreift; Glaubhaftigkeit kann nur im Mitklingen tieferer Schwingungen gesucht und gefunden werden, didaktisch dialektische Beweise sind Überredungsmittel. Wollte man versuchen, eine alte, innere Überzeugung, eigentlich negativer Art, von Wesen dieses Reiches, gedanklich zu übersetzen, so könnte man auf der Grundlage realistischer Weltanschauung abermals davon ausgehen, daß von der Geisteseinheit des Atoms zu derjenigen der Zelle, von der Geisteseinheit der Zelle zu derjenigen des Menschen, von der Geisteseinheit des Menschen zu derjenigen der Gemeinschaft eine immer wachsende und immer sich verengernde Agglomeration stattfindet. Wie die Summierung zweier Geistesinhalte erfolgt, wissen wir nicht, denn das, was man eigentlich Mechanik des Geistes nennen müßte, ist uns vollkommen unbekannt. Wohl aber wissen wir, daß die Summierung zu einer sehr engen Verbindung führt, ja daß der unendlich summierte menschliche Geist sich selbst als eine Einheit empfindet und nur durch besondere Beobachtung seine Vielfältigkeit entdeckt. Den nächsten Prozeß der geistigen Summierung, den des Menschengeistes zur geistigen Gemeinschaft, aber können wir beobachten; wir können den Gemeinschaftsgeist einer Ehe, einer Freundschaft, eines Stammes und Volkes, ja selbst einer Versammlung oder Gesellschaft entstehen sehen. Und hier entdecken wir, daß das eigentlich summierende Moment nicht in der ursprünglichen Gleichrichtung, sondern vielmehr in dem Streben nach Gleichrich-

tung, nach Zusammenhang und Verschmelzung, in der Aufhebung der trennenden Faktoren, in der Beseitigung des Individuellen liegt. Dies summierende Moment wird uns objektiv hierdurch nicht bekannter, aber wir nehmen wahr, daß es von innen empfunden mit dem Mysterium der Liebe identisch ist.

Folgen wir nun den Analogien mit der Annahme, daß alle künftige Entwickelung abermals zur Verengerung der geistigen Agglomeration führen muß, so kehren wir von der Abstraktion zu der Urwahrheit zurück, daß die Aufhebung der individuellen Willenstäuschung das Reich der Liebe emporführt. Und dieses Reich der Seele und der Liebe kann tatsächlich auch das Reich Gottes genannt werden, weil es seinen Schwerpunkt vom geistig Individuellen in das seelisch Universelle verlegt.

Wiederholen wir nach diesen Erwägungen die Frage, welche Bedeutung der mechanistischen Epoche in der Evolution der Menschheit zuzusprechen sei, so bietet sich eine gesetzmäßige Analogie. So wie in der belebten Natur jeder Aufstieg vom niederen zum höher gearteten Organismus durch große Not erschwerter Lebensbedingungen erzwungen wurde, so glauben wir zu wissen, daß die höchsten Menschenrassen ihren Aufstieg gleichviel welcher tausendjährigen Lebensschule verdanken. Die Natur aber gab sich mit der Bildung einer Auslese nicht zufrieden. Die Auserwählten mußten sich als Herrscher über die niederen Völker verbreiten, um sie zu führen, zu erziehen, ihnen neue Kräfte einzuprägen, schlummernde zu

erwecken. Indem sie diese Aufgabe erfüllten, lösten sie sich auf, dem Urgesetz gehorchend.

Die neue Not, die nun begann, die Not der Verdichtung, der Mechanisierung und des Intellektualismus, trägt etwas Größeres, Endgültigeres, Feierlicheres in sich als ihre Vorläuferinnen. Denn diese Not entspringt nicht physikalischen und klimatischen Umwälzungen; sie ist von der Menschheit selbst geschaffen, die nunmehr, hinreichend entwickelt, ihrem eigenen Inneren überlassen, mit den gleichen Mitteln sich Qualen bereitet und Erlösung sucht.

Vielleicht wird sie gezwungen sein, noch mehrmals ähnliche Assimilationsprozesse zu vollziehen, indem es ihr obliegt, zurückgebliebene Völker emporzuheben; vielleicht soll ihre massenhafte Vermehrung nebenher dazu dienen, die Kulturaufgaben, denen europäische Kolonialarbeit so hilflos gegenübersteht, allmählich und ohne Einbuße eigenen Wesens durch Verschmelzung zu lösen; gleichviel: die Not der Mechanisierung hat ihre Gegenkräfte bereits erzeugt, und wir dürfen somit auch sie als eine der großen Schulungen der Erdengeschlechter ansprechen in der Zuversicht, daß sie in ihrer Einzigart das Große emporführen wird, von dem wir gesprochen haben. Ihr Beruf macht sie vergleichbar mit dem Leben einzelner Menschen, die mit allen Kräften des Geistes ausgestattet, suchend ins Weite streben und schweigend heimkehren, weil sie ihre Seele gefunden haben, durch Verzicht und Gewinn doppelt bereichert.

ANHANG

ZEITFRAGEN UND ANTWORTEN

Die folgenden kleineren Aufsätze sind Gelegenheitsschriften. Sie wurden ausgewählt und beigefügt, weil sie die Gedankenfäden der Hauptschrift in verschiedene Gebiete der Praxis hinüberspinnen. Der zeitliche Inhalt wird die akzidentelle Fassung entschuldigen, die unverändert von den ursprünglichen Veröffentlichungen übernommen wurde.

MASSENGÜTERBAHNEN *)

Das Problem

Alle Erzeugung materieller Güter besteht in planvoller, der Materie aufgezwungener Ortsveränderung.

Gleichviel ob ein Eisenstück bearbeitet, eine Maschine montiert, ein chemisches Produkt erzeugt oder eine Pflanze gezüchtet wird: allemal handelt es sich um das Heranführen, Verteilen, Trennen oder Vereinigen chemischer Substanz zu gewollter Verbindung, Masse und Gestalt.

Richtet sich das Augenmerk auf den geregelten Hergang der Trennung und Vereinigung, so spricht man von Manufaktur und Fabrikation; betrachtet man die Überwindung der Entfernungen, so ergibt sich der Begriff des Transports. Die Industrie stellt sich die Aufgabe, beide Verrichtungsarten in immer weiterem Umfang zu mechanisieren: die Fabrikation durch Ausbildung des Maschinenwesens, den Transport durch Vervollkommnung der Verkehrsmittel.

Auf diesem Wege ist sie zur Massenerzeugung gelangt. Sie will, daß jeder Produzent nicht mehr nach Maßgabe seines Einzel- und Eigenbedarfs an Gütern tätig sei, sondern nach Maßgabe des Bedarfs aller Übrigen; es soll keiner für sich und jeder für alle arbeiten. Wenn also im Stande der älteren Güterproduktion jeder Haushalt sein eigenes Vieh schlachtete, seinen eigenen Flachs spann

*) Vorrede einer Denkschrift, die in Gemeinschaft mit Herrn Geh. Baurat Prof. W. Cauer 1909 herausgegeben wurde.

und webte, seine eigenen Kerzen zog und sein eigenes Bier braute, so verlangt der Grundsatz der Arbeitsteilung, daß aus zentralen Werkstätten bei möglichst ausgedehnter und ökonomischer Produktion ganze Landesteile, ja Länder und Erdteile mit spezialisierten Waren versorgt werden.

Welche Grunderscheinungen, sei es Übervölkerung, sei es wachsender Einzelbedarf, die Welt zur ökonomischen Uniformierung ihrer Produktion zwingen, bei welcher alle Individualität der Erzeugung durch die Individualität der Auswahl nur unvollkommen ersetzt wird, ist hier nicht zu erörtern. Dagegen ist zu betrachten, wie durch diesen Prozeß alle Güter der Erde in enorme Bewegung geraten: denn von den entfernten Gewinnungsstätten strömen die Urstoffe zu den Zentralstellen der Verarbeitung, von diesen, nach mannigfachem Hin und Her durch die Werkstätten der Veredelung und Verfeinerung, verzweigen sie sich nach den Orten der Hauptverteilung, um schließlich, in kleine Partikel aufgelöst, nach den Einzelstellen des Verbrauchs zu rinnen. Der Kreislauf des Wassers ist das natürliche Vorbild dieser Bewegungserscheinung, die sich in dreifacher Progression steigert; indem sie nämlich wächst mit der Zunahme des Konsums, mit der Zunahme der Spezialisierung und der Verarbeitungsstätten, und mit der Zunahme der Zahl und Entfernung der Gewinnungsstellen.

So fordert die vorschreitende Industrialisierung immer zahlreichere und weitergestreckte Transporte, während zugleich jede neue Transportmöglichkeit eine weitere Verzweigung, Unter-

teilung und Generalisierung der industriellen Arbeit herbeiführt. Der industrielle Gedanke kann nicht ruhen, solange nicht alle auffindbaren Gewinnungsstellen der Erde nach dem Maße ihrer Ergiebigkeit und ohne irgendwelche andere Rücksicht ihre Materialien liefern; solange nicht diese Materialien an möglichst einer, und zwar der denkbar günstigsten Stätte verarbeitet werden, und solange nicht jeder noch so entfernte oder unbemittelte Reflektant zum Konsum herangezogen ist. Diese Aufgabe macht den Industrialismus zu einem Transportproblem.

Wie weit von diesem Endzustand die gegenwärtigen Gestaltungen entfernt sind, ergibt sich aus der Betrachtung der Einzelprodukte. Die bedeutendsten Rohmaterialien, Kohle, Eisenerz, Kalk, Zement, Bausteine, Holz, Kochsalz, Schwefelsäure, können kaum einige hundert Kilometer zurücklegen, ohne ihren Wert um ein so Beträchtliches zu erhöhen, daß ihre konkurrenzfähige Verwendbarkeit aufhört. Der Radius, den das Produkt im Bahntransport nicht überschreiten kann, ohne seinen Preis zu verdoppeln, beträgt für Schwefelsäure 500 km, für Steinkohlen 300 km, für Braunkohlen 44 km. Vereinigen sich Rohmaterialien im Zustand hoher Verteuerung an Orten noch so billiger Arbeitskraft, so ist die Entstehung einer gesunden Industrie unmöglich. Tritt an die Stelle dieses Mißverhältnisses ein anderes: die übergroße Entfernung vom Zentrum des Absatzes, so ist abermals jede industrielle Anstrengung vergeblich. So ist Industrie in heutiger Zeit in wahrem Sinne ein Bodenprodukt. Sie ist ge-

zwungen, den wirtschaftlichen Schwerpunkt zu suchen zwischen den Gewinnungsstellen ihrer verschiedenen Rohstoffe, den Hauptstellen des Absatzes, den Orten billiger Naturkräfte. Ist dieser Schwerpunkt nicht benutzbar, sei es, weil es an Arbeitskräften oder an Transportmitteln fehlt, oder aus irgendeinem anderen Grunde, oder sind die Stellen der Gewinnung zu entfernt, die Stellen des Konsums zu wenig dicht, so sagt man, das Land sei für die in Frage kommende Industrie nicht geeignet. Anderseits kann die Entdeckung und Ausnutzung eines ausgezeichneten industriellen Schwerpunktes auf Jahrzehnte hinaus wahre Monopole schaffen. Dies ist vornehmlich der chemischen Industrie geschehen, die in einem ihrer wichtigsten Zweige noch heute ausländischen Unternehmern tributpflichtig ist, weil diese durch ein unangreifbares Monopol der Lage die eingeborene Konkurrenz beherrschen.

Der Angriffspunkt

Betrachtet man ganz allgemein den wirtschaftlichen Wettbewerb der Nationen, um sich zu fragen, auf welchen Faktoren die Entwicklung aller produzierenden Mächte und der Vorsprung der einen gegenüber den anderen beruhe, so ergeben sich folgende Kategorien:

1. Ideelle Werte. Diese bestehen in der Arbeitsamkeit, der Zuverlässigkeit, der Disziplin, der Initiative, der Lernbegierde und der Ausbildung der Volksgenossen. Diese ideellen Werte sind ein für allemal gegebene Größen, auf dem Physikum

der Rasse und des Landes basierend, und nur langsamen, gelegentlich katastrophalen Änderungen unterworfen. Einer Einwirkung durch unmittelbare Maßnahmen sind sie nicht zugänglich.

2. Kapitalkraft. Sie ergibt sich aus der Vergangenheit des Landes, aus seiner geschichtlichen, politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung. In ihr konzentrieren sich sämtliche übrigen produzierenden Faktoren, soweit sie in früheren Perioden zusammenwirken und sich ungestört summieren konnten. Die Kapitalkraft ist eine stetig sich bewegende Größe, die abgesehen von Krieg und höherer Gewalt ruckweisen Änderungen nicht unterliegt.

3. Arbeitskräfte. Hier handelt es sich in erster Linie um Reichhaltigkeit; bei weitem nicht so sehr, wie man annehmen möchte, um Wohlfeilheit. Ungewöhnliche Billigkeit der Arbeitslöhne ist nicht das Symptom eines wohlhabenden, sondern eines wirtschaftlich zurückgebliebenen Landes. Immer wird bei entwickelten Arbeitsmethoden der gut bezahlte, gut ernährte und gut ausgebildete Arbeiter mit dem billigen, notleidenden und abgestumpften Nebenbuhler erfolgreich konkurrieren — womit freilich nicht gesagt ist, daß durch rapide Lohnerhöhung die Qualität im Handumdrehen gehoben wird. Gut belohnte Arbeit wird aber einen weiteren Faktor von ausgezeichneter Bedeutung mit sich führen, nämlich:

4. Konsum. Da die handelspolitische Tendenz unserer Zeit den Export erschwert und die Exportware zur wenig lohnenden Auffüllung der Werk-

stätten verurteilt, so entscheidet der Umfang des inländischen Verbrauchs über Größe und Zentralisation, Spezialisierung und Arbeitsmethoden der Industrie. Nordamerika, ein Land hoher Löhne und großen Konsums, befindet sich in einer weitaus vorzüglicheren industriellen Lage als etwa Deutschland mit seinen schlechter bezahlten und weniger konsumfähigen, wenn auch durchaus intelligenten Arbeitskräften.

Daß auch diese beiden zusammengehörigen Faktoren: Arbeitskräfte und Konsum, einer willkürlich korrigierenden Einwirkung nicht Raum geben, bedarf keiner Erwähnung. Anders verhält es sich mit dem letzten Kräftepaar:

5. Materialbeschaffung, Energiequellen und

6. Transportverbindungen. Auf den ersten Blick will es so scheinen, als sei keine Produktionsbedingung so sehr mit den Fundamentaleigenschaften, dem wahrhaften Physikum des Landes verwachsen, wie die Gewinnung des Rohmaterials, denn dieses bildet einen materiellen Teil der Erdkruste oder ihrer Oberfläche. Indessen ist zu erwägen, daß gewisse Rohprodukte, und zwar höchst wichtige, wie Kohle, Kalk, Sand, Salz, Ton, Holz, Erze, Getreide, in nahezu allen großproduzierenden Ländern vorkommen, wenn auch nicht in gleichem Reichtum und vor allem nicht immer an den zur Bearbeitung geeignetsten Stellen; des ferneren, daß fast alle diese Länder Seeküsten haben, und daß sie somit die ihnen fehlenden Stoffe zum mindesten bis in ihre Häfen mit geringen Frachtaufschlägen und zollfrei gelangen lassen

können, wobei die Weltkonkurrenz sie gegen Überteuerung schützt. So ist denn nicht die Beschaffung der Materialien selbst der Gegenstand der Sorge, sondern vielmehr die Schwierigkeit ihrer Vereinigung. Gewaltig bevorzugt erscheinen daher diejenigen Länder, die durch natürliche Verkehrsstraßen und enge Nachbarschaft der Fundstätten ausgezeichnet sind.

Dennoch ist die Frage der Transporte, deren Bedeutung für den industriellen Mechanismus wir erkannt haben, selbst für frachtlich mittelmäßige Länder durchaus keine solche, die sich grundsätzlich der Ausgestaltung, Förderung und Reform durch bewußt-spontane menschliche Unternehmung entzieht. Hier vielmehr ist der Punkt gegeben, und zwar der einzige, von dem aus das industrielle Gleichgewicht der Welt organisatorisch bewegt werden kann; sofern es nämlich gelingt, Transportmethoden zu schaffen, die den heutigen ökonomisch überlegen sind. Physikalisch betrachtet, bedeutet die Lösung dieser Aufgabe die Verminderung des Reibungsverlustes bei der Güterzirkulation, somit eines Faktors, der gegenwärtig einen bedeutenden Teil der menschlichen Produktionskraft kompensationslos zerstört. Keine Warengattung könnte sich der Verbilligung entziehen, die aus solcher Widerstandsverminderung hervorginge, ja es müßte eine selbsterregende Steigerung der Wirkung insofern entstehen, als der Konsumanteil des Einzelnen sich unmittelbar erhöht fände und hierdurch vermehrte Produktion und abermalige Verbilligung erzielt würde.

Setzt man den Fall, daß Deutschland, trotz schlechter Lage und mittelmäßigen Materialreichtums ein Produktionsgebiet ersten Ranges, in ost-westlicher oder nord-südlicher Richtung plötzlich in praktischem Sinne frachtfrei gemacht werden könnte, so wäre die wirtschaftliche Wirkung dieses Ereignisses nicht abzusehen. Nicht allein, daß alle bestehenden Industrien sofort unter weit verbesserten Bedingungen arbeiteten und ihren Absatz auf ein Vielfaches des gegenwärtigen Areals im In- und Auslande ausgebreitet sähen; daß somit auch ihre Konkurrenzfähigkeit dem Weltmarkt gegenüber sich gewaltig, und auf den Produktionsumfang rückwirkend, steigerte: es wären vielmehr auch die Existenzmöglichkeiten für zahlreiche neue Industrien gegeben, die jetzt aus geographischen Gründen versagen; und gleichzeitig wäre die Industrialisierung derjenigen gut bevölkerten Landesteile, wie etwa des preußischen Ostens, gewonnen, die gegenwärtig aus Kargheit der Rohmaterialien und des Konsums unterbleibt. Es scheint phantastisch und ist dennoch nicht übertrieben, wenn ernste Industrielle die Produktionsfähigkeit in einem praktisch frachtfreien Lande auf ein Vielfaches der gegenwärtigen veranschlagen.

Wollte man diesen Erwägungen die Besorgnis entgegenstellen, daß eine so wichtige Einnahme wie die Eisenbahntransporte auf den Hauptlinien den Staaten ungeschmälert erhalten werden müsse, so beträte man damit einen Standpunkt ähnlich dem der Kellner in gewissen französischen Gasthäusern: sie suchen im Frühjahr den Fremden zum Konsum von Weintrauben zu bewegen, damit aus

einer Schädigung des Gastes um zwanzig Franken ein Gewinn von einem Franken in ihre Taschen wandre. Beim Übergang zu billigeren Transportmethoden könnte überdies den Staaten auf einigen Hauptlinien wohl ein Bruttoausfall erwachsen (und auch dieser würde durch steigende Frachtmengen auf Haupt- und Nebenstrecken bald kompensiert sein), schwerlich aber ein Gewinnausfall. Denn den entgangenen Frachtgewinn des Staates könnten, selbst bei ungesteigerter Produktion, Industrie und Handel leicht durch andere Abgaben aufbringen, wenn die unfruchtbare Steigerung der Selbstkosten durch teure Transporte ihnen erspart bliebe.

Das Mittel

Daß Schiffstransporte billiger sind als Landtransporte, gilt als ein ausgemachter Grundsatz, der durch unvordenkliche Erfahrung bestätigt scheint, und der durch die Einführung der Eisenbahnen als Haupttransportmittel der Erde nicht erschüttert wurde.

Wo daher im Binnenlande abseits von schiffbaren Flüssen eine bevorzugte Verkehrsstraße für massenhafte Güterbewegung eröffnet werden sollte, da suchte man, wenn die geographischen Bedingungen es gestatteten, Kanäle zu schaffen und scheute weder die Höhe der Anlagekosten noch die Langsamkeit der Transporte, noch die winterlichen Unterbrechungen des Verkehrs.

Sucht man nun sich zu vergegenwärtigen, worin denn die grundsätzliche Überlegenheit der Kanäle, etwa im Vergleich gegen Eisenbahnen, bestehe, so

ergibt sich zunächst, daß flüssige Bahnen die Fortbewegung mit gleitender Reibung gestatten, während metallene Bahnen die Fortbewegung mit rollender Reibung verlangen. Unzweifelhaft erfordert die Überwindung der rollenden Reibung den höheren Kraftaufwand und somit größere Kosten. Aber bei näherer Prüfung ergibt sich, daß selbst beim Eisenbahntransport die reinen Kosten der Traktion, d. h. die Ausgaben für Kohle, Wasser, Schmiermaterial, Lokomotivlöhne, nur einen sehr kleinen Betrag des Gesamtaufwandes ausmachen, und daß somit eine Ersparnis auf diesem Konto so gut wie nichts bedeutet. In der Benutzung der gleitenden Reibung kann also ein entscheidender Vorzug der Kanäle nicht begründet sein. Liegt dieser Vorteil nun etwa in der größeren Kapazität der Transportgefäße? So scheint es, wenn man den Laderaum eines Schiffes mit dem eines Güterwagens vergleicht. Aber abgesehen davon, daß nichts die Eisenbahntechnik hindert, Wagen von erheblich größerer Leistungsfähigkeit, als bisher in Deutschland gebräuchlich, zu verwenden: es trifft dieser Vergleich an sich nicht zu. Die Einheit, die mit der Schiffseinheit in Vergleich treten kann, ist nicht der Wagen, sondern der Zug. Und hier will es wenig bedeuten, immerhin aber eher zugunsten des rollenden Systems sprechen, daß diese Einheit teilbar ist. Vor allem aber ist sie vermöge ihrer größeren Geschwindigkeit weit größerer Ausnutzung fähig und dabei nicht in dem Maße komplizierter und kostbarer, daß ihre Anschaffung und Unterhaltung den Kostenvergleich zugunsten der teureren Wasserbauten verschöbe.

So bleibt als letzte Überlegenheit des Kanals die Möglichkeit einer beträchtlichen Dichte des Verkehrs, und es resultiert die einfache Frage: gestatten rollende Transportsysteme, also etwa Eisenbahnen, eine den Kanalsystemen adäquate Frequenz oder nicht?

Daß die bestehenden Bahnsysteme, die gleichzeitig dem Personen- und Güterverkehr dienen müssen, in ihrer Transportfähigkeit eng begrenzt sind, da sie mit verschiedenartigen Geschwindigkeiten, mit großen Zugabständen und unter genauer Einhaltung der Fahrpläne arbeiten müssen, ist evident. Könnte man aus der Vogelperspektive die ganze Länge eines stark befahrenen Eisenbahngleises überblicken, so würde man auf der dunklen Linie in großen Abständen die Züge als kleine Punkte sich bewegen sehen. Auf der ungewöhnlich stark belasteten Strecke Berlin—Halle beträgt in diesem Augenblick die Gesamtlänge aller sich fortbewegenden Züge während der Zeit des stärksten Verkehrs nur $^1/_{30}$ der Länge der Bahn.

Nun wäre aber durchaus der entgegengesetzt extreme Zustand denkbar, daß nämlich nach Art eines Paternosterwerkes die ganze Linie von bewegten Transportgefäßen derart überdeckt wäre, daß die Zwischenräume nahezu verschwänden. Daß in diesem Grenzfall die Transportfähigkeit einer Eisenbahn ins ungemessene wachsen müßte, liegt auf der Hand; des ferneren, daß um sich der Grenze anzunähern, die Personenbeförderung ausgeschaltet, die Geschwindigkeit der Züge normalisiert und die Folge beschleunigt werden müßte.

Der Wunsch, diese Erwägung dem praktischen Bedürfnis nutzbar zu machen, ergab zunächst den Gedanken, Güterbahnen und Personenbahnen zu trennen; sodann für einen Moment die phantastische Vorstellung, ob es nicht möglich sei, auf einer Güterbahn die Benutzung nach Art einer Chaussee oder eines Kanals einzuführen, nämlich in der Weise, daß jeder Interessent das Recht erhielte, gegen Erstattung einer Weggebühr die Bahn mit eigenen Zügen zu befahren, wobei geeignetes Zugpersonal, gleiche Fahrtrichtung, mäßige Geschwindigkeit und gewissenhaftes Einhalten des Abstandes ausbedungen würde.

Schon eine vorläufige Schätzung erwies, daß es einer vom üblichen Bahnwesen abweichenden Betriebsweise nicht bedürfe, und daß, um eine der Kanalfrequenz erheblich überlegene Verkehrsdichtigkeit zu erreichen, eine Bahnbelastung genügt, die sich in durchaus praktischen Grenzen hält.

So war denn die Wahrscheinlichkeit gegeben, daß ein Eisenbahnsystem sich den Kanälen als ebenbürtig, vielleicht sogar durch Billigkeit der Erstellung und des Betriebes und durch Leistungsfähigkeit als überlegen erweisen könnte, sofern es folgenden Bedingungen genügte:

1. Trennung des Gütertransports von der Personenbeförderung,
2. gleichmäßige Fahrgeschwindigkeit,
3. dichte Zugfolge,
4. Zugelemente und Züge von großem Fassungsvermögen.

Wollte man über diese Wahrscheinlichkeit hinaus zu einer Vertiefung des Problems oder gar zum

Versuche eines Beweises gelangen, so reichte die generelle Erwägung nicht mehr aus, und es schien notwendig, an Hand eines der Wirklichkeit angepaßten Vorprojektes der Aufgabe praktisch sich zu nähern. Da nun der Gedanke mich nicht verließ, daß durch die Verfolgung und Diskussion meiner Idee der Industrie, wenn auch nur in späterer Zukunft, ein erheblicher Dienst geleistet werden könnte, bewog ich im Jahre 1904 drei befreundete Gesellschaften: die Berliner Handels-Gesellschaft, die Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft und die Firma Lenz & Co., ein Studiensyndikat für die Bearbeitung des Güterbahnproblems zu bilden. Herr Regierungsrat Kemmann hatte die Freundlichkeit, sich für die Leitung des Syndikats mir anzuschließen und in sehr dankenswerter Weise die Arbeiten fördern zu helfen.

Es gelang uns, Herrn Professor Cauer für die Fortführung der Untersuchung zu gewinnen. Seiner Arbeit verdanken wir eine nachhaltig begründete Beantwortung der Frage, ob technisch oder ökonomisch die Möglichkeit besteht, die Kosten der Gütertransporte weit unter das gegenwärtige Niveau herabzudrücken, ob ferner Kanäle oder Eisenbahnen hierfür das geeignetere Mittel bilden. Die Antwort lautet: die Tarife lassen sich unter nüchternen Voraussetzungen auf die Hälfte bis ein Viertel der billigsten bestehenden Sätze reduzieren, und zwar durch den Bau besonderer Güterbahnen, die billiger, leistungsfähiger und rentabler sind als Kanäle.

Stellt man nun die Frage, welche praktischen Ergebnisse von der hier unternommenen Arbeit erwartet werden dürfen, so ist zunächst zu erwarten, daß von diesem Augenblick an eine Diskussion beginnt, die, ausgehend von der elementaren Wichtigkeit der Transportverbilligung und von der unzweifelhaften Möglichkeit, sie durch neue Mittel zu erreichen, das Problem aus der Kompetenz einiger weniger Berufsarbeiter loslöst und es in die Hände aller urteilsfähigen Interessenten legt, die zur Erwägung und Mitarbeit aufgerufen werden. Diese Diskussion darf nicht aufhören, bevor auf dem einen oder anderen Wege die Lösung herbeigeführt ist *).

Sodann sind zwei Möglichkeiten zu unterscheiden. Entweder es gewinnt die Ansicht die Oberhand — gleichviel ob richtig oder falsch —, bei geeignetem Betriebe oder bei korrekterem Ausgleich der Kalkulationen seien auch die bestehenden Eisenbahnen in der Lage, auf ihren Hauptlinien mit ähnlichen Tarifen zu rechnen; es sei somit die Errichtung besonderer Güterbahnen kein wirtschaftlicher Fortschritt. Dieser Fall wäre, so paradox es klingt, der erfreulichste, obwohl er der vorliegenden Arbeit den Stempel des Mißlungenen oder Überflüssigen aufzudrücken schiene. Denn es müßte über lang oder kurz eine erhebliche

*) Die Diskussion ist in vollem Gange; lebhafter freilich im Ausland, insbesondere Österreich, als in Deutschland. Im preußischen Herrenhause stellte der Minister die Ergebnisse der Berechnungen nicht in Abrede, sprach aber, wie zu erwarten, die Besorgnis aus, es könnten die fiskalischen Transportgewinne sich vermindern.

Herabminderung der Tarife auf den Hauptlinien erfolgen, gleichviel ob hiermit ein vorübergehender Gewinnausfall der Bahnen verbunden wäre. Mag man noch so entschieden den Standpunkt vertreten, daß Staatsfrachten eine Besteuerung enthalten sollen: es kann weder diese Besteuerung auf die Dauer ein Vielfaches des Wertes der Leistung ausmachen, noch kann eine Steuer so falsch lokalisiert bleiben, daß ihre Saugapparate um den empfindlichsten Teil eines Wirtschaftskörpers sich klammern und eine Entwicklung hindern, die frei expandierend ein Vielfaches dieses Steuerbetrages aufzubringen vermöchte.

Setzt man den zweiten Fall: daß die Meinung Platz greift, die Güterbahnen bedeuten einen wirklichen Fortschritt im wirtschaftlichen Leben, so ist keine Macht imstande, den Bau solcher Bahnen dauernd zu hindern. Während Kanalbauten größeren Umfangs nur unter schweren Opfern des Staates und der Provinzialverbände zustande gebracht werden können, würde die Finanzierung einer Güterbahn aus privaten Mitteln möglich sein, denn sie bietet die Wahrscheinlichkeit einer gesicherten Rentabilität. So gering die Aussicht sein mag, daß der Staat eine konkurrierende Privatunternehmung konzessioniert, so wahrscheinlich ist es, daß er selbst zu einem gewissen Zeitpunkt die Initiative ergreifen wird, um gleichzeitig eine rentable Unternehmung und ein volkswirtschaftlich notwendiges Werk zu schaffen.

Wann dieser Zeitpunkt eintreten könnte, läßt sich zwar nicht ermessen, aber vermuten. Auch unabhängig von der Frage der Güterbahnen be-

reitet die Teilung der gegenwärtigen Hauptbahnlinien in Parallelsysteme sich vor: denn wie der Güterverkehr nach erhöhter Frequenz verlangt, so verlangt der Personenverkehr nach Beschleunigung. In durchaus absehbarer Zeit wird die elektrische Fernbahn sich des Personenverkehrs bemächtigen und die zeitlichen Entfernungen halbieren. Die elektrische Fernbahn aber erfordert eigene Gleise ohne Kreuzungen sowie die Absonderung vom Güterverkehr, der sich somit eigene Bahnen suchen muß.

So werden voraussichtlich die beiden größten Umwälzungen, deren der Massenverkehr fähig ist, in engster Verknüpfung und zu gleichem Zeitpunkt erfolgen.

Daß das Prinzip der Staatsbahnen mit seinen großen und anerkannten Vorzügen nicht die Eigenschaften verbindet, die den frei konkurrierenden Industrien anerzogen sind: Lust zur Initiative und automatische Anpassung an die Bedürfnisse der Gesamtheit, ist evident. Die Filtration dieser Bedürfnisse durch das Ermessen einer Behörde und durch das Verantwortlichkeitsgefühl technischer Instanzen, die nicht unter der Pression wirtschaftlicher Nötigung und spekulativen Antriebes stehen, verlangsamt die Realisierung und vermindert den Nutzeffekt.

Trotzdem kann ein grundsätzlicher Fortschritt des Verkehrswesens dauernd nicht zurückgehalten werden; dafür sorgt die Konkurrenz der Nationen und die erstarkende öffentliche Erkenntnis des wirtschaftlich Notwendigen.

BEMERKUNGEN ÜBER ENGLANDS GEGENWÄRTIGE SITUATION*)

Vorbemerkung

Gegenüber der Meinung derjenigen Deutschen, die in dem Vereinigten Königreich einen mäßig bevölkerten Inselstaat und einen gleichgearteten Komparenten des europäischen Völkerkonzerns erblicken, ist es nützlich, die präzipuale Bedeutung dieser Macht, die seit den Zeiten des Römer- und des Frankenreiches ihresgleichen nicht gehabt hat, zuweilen ins Gedächtnis zu rufen. Der dritte Teil der bewohnten Erde steht unter Englands Botmäßigkeit oder Einfluß; Hunderte von Millionen Menschen reden seine Sprache und bewahren seine Kultur. Seine Flotte findet Stützpunkte an allen Küsten; ihre Übermacht vermag jeden Gegner aus den Meeren zu vertreiben. Englischen Gebieten entstammen zwei Drittel der Goldproduktion der Erde; englische Städte sind die Handels- und Marktzentren der Welt. Mit dem Kapitalreichtum des Landes kann Deutschland, mit seiner Liquidität nur Frankreich sich messen, mit dem Umfang der auswärtigen tributären Unternehmungen kein anderes Volk. Tradition, Homogenität der Rasse und Kultur schaffen den einheitlichsten Volkswillen, den wir kennen; die Alternation zweier patriotischer und responsabler Regierungsparteien verleiht der Politik die Stetigkeit eines arithmetischen Mittels.

*) Diese Arbeit wurde während eines längeren Aufenthalts in englischen Territorien im Sommer 1908 geschrieben.

Ein zum Aristokratismus neigender, tätiger und wohlhabender Mittelstand von enormer Ausdehnung übt Körper und Geist in harmonischem Ausgleich und liefert einen Nachwuchs von Menschen, die Verantwortlichkeit erstreben und ertragen.

Hält man diese Verhältnisse vor Augen, so ergeben sich diejenigen Einschränkungen, deren die nachfolgenden Ausführungen bedürfen; denn diese beziehen sich auf Nachteile und Gefahren, denen das britische Reich gegenwärtig standzuhalten hat.

Da nun die äußere Machtstellung des Landes auf zwei Faktoren beruht: dem Erwerbsleben und der Kolonialmacht, so sollen in gleicher Ordnung die nachstehenden Beobachtungen vorgetragen werden.

I. Wirtschaftliche Sorgen

Vom Handel, als der naturgemäßen, traditionellen und von den gegenwärtigen Verhältnissen weniger berührten Quelle englischen Erwerbes braucht in diesem Zusammenhange nicht gesprochen zu werden.

Beachtenswerter ist die Lage der englischen Industrie, deren relativen Rückgang ich in meinem letzten Buche zu beleuchten versuchte. Die Hauptursachen dieses Ermattens im internationalen Wettbewerb sind folgende:

1. Lebensgewohnheit und Erziehung. Der Engländer verlangt vom Leben ein höheres Maß von Muße und Erholung, auch in der Jugend, als der Deutsche. In der demütigen Tätigkeit des Lernens überschreitet er daher nicht gern eine

gewisse Grenze und verschmäht die gleichzeitig enzyklopädische und spezialisierte Ausbildung des deutschen Studenten. Somit ist das technisch geschulte Beamtenmaterial der Engländer mit dem unseren nicht entfernt zu vergleichen, und keine Vermehrung technischer Lehranstalten wird hieran etwas ändern. Aber auch in der geschäftlichen Tätigkeit ist der englische Beamte unterlegen, denn er arbeitet zwei Stunden weniger als sein deutscher Konkurrent; er verlangt mindestens einen freien Nachmittag in der Woche, höhere Bezahlung und ein klar definiertes, von ungewöhnlichen und komplizierten Akzidentien befreites Arbeitsgebiet.

Nun beruhen aber die neueren, vorwiegend wissenschaftlich gearteten Industrien, wie etwa Maschinenindustrie, chemische Industrie, Elektrizitätsindustrie auf zwei Faktoren: Technik und Organisation, das heißt: auf der Tüchtigkeit des technischen und kaufmännischen Beamten. Hieraus erhellt, warum England, bei aller seiner Stärke in älteren Industriezweigen, insbesondere in denjenigen, die detailfähige Gebrauchswaren liefern, seine starke Position zunächst behauptet, während die modernen Großindustrien, die vermöge erweiterter Arbeitsteilung die fertigmachenden Industrien mit Produktionsmitteln versorgen, hinter dem Ausland zurückbleiben.

2. Ein zweites Hemmnis englischer Industrien sind die Arbeiterorganisationen. Sie mußten die ganze soziale Versicherungsarbeit übernehmen, die durch unsere Sozialgesetzgebung fiskalisiert wurde, und haben daher eine ungeheure Stärke gewonnen.

Diese Stärke, verbunden mit einem geschäftsmäßig praktischen Sinn, der nicht von Zukunftsstaaten träumt, sondern heutige Lebensbedingungen zu beherrschen und zu akkomodieren trachtet —, diese Stärke hat den Trade Unions die Kontrolle der englischen Industrie gesichert. Sie schreiben vor, ob und zu welchen Bedingungen gearbeitet werden darf, ob neue Maschinen eingestellt oder Betriebe erweitert werden dürfen. Diese Einwirkung hat den englischen Produktionsbedingungen die Elastizität geraubt, die ausländischer Wettbewerb erfordert. In Parenthese darf hier bemerkt werden, daß aus dem Kontrast der Wert unserer sozialen Gesetzgebung deutlich hervortritt. Eine Sicherung des Arbeiters gegen Gefahren und Alterssorgen wäre zwar sicherlich auch ohne gesetzliches Zutun, auf Grundlage privater Assoziationen zustande gekommen; aber diese Assoziationen hätten wahrscheinlich unsere Industrie zugrunde gerichtet. Die Gesamtheit der Industriellen hat daher keinen Anlaß, sich über die Belastungen dieser Gesetzgebung zu beklagen.

3. Tradition und Konservativismus, zwei Faktoren höchster Stärke, wo es sich um Regierungs- und Verwaltungsfragen handelt, sind der industriellen Evolution entgegengesetzt. Vornehmlich ist es die Fähigkeit der Amerikaner, in letzter Zeit auch einigermaßen der Deutschen, erhebliche Risiken und Investitionen auf sich zu nehmen, um Betriebe zu verbessern, neue Arbeitsmethoden und neue Produkte einzuführen, neue Unternehmungen und Industriezweige zu schaffen. Der Engländer hingegen hat jahrzehntelang mit seinen älteren

Industrien prosperiert, ja eine führende Stellung behauptet, ohne sich Sorgen um Geldbeschaffung oder wirtschaftliche Experimente machen zu müssen; so steht er Neuerungen unwillig und mißtrauisch gegenüber, beauftragt allenfalls einen gewerbsmäßigen Experten — denn über eigene autoritative Kräfte verfügt er nicht —, ihm Gutachten und Kalkulationen vorzulegen, und entscheidet sich erst dann für die Reform, wenn die Welt längst mit neuen Dingen beschäftigt ist. Auch dies fördert den industriellen Konservativismus, daß die Unternehmungen großenteils in den Händen Privater liegen, die nach altem Herkommen nicht gern an die Grenze ihrer Mittel herantreten, noch weniger aber Kredite zu beanspruchen wünschen, während unsere Aktiengesellschaften unter Mithilfe industriell veranlagter Banken sich ohne Bedenken und Schwierigkeit Anleihen oder Kapitaleinlagen beschaffen.

Versucht man, die drei Kategorien, die den verzögerten Fortschritt oder relativen Rückgang englischer Industrie verschulden, auf ein Grundprinzip zurückzuführen, so wäre man geneigt anzunehmen, daß alter Reichtum, alte Kultur und alte Führerschaft England ungeeignet machen, die unterwürfigen Qualitäten des übertriebenen Lernens, der Vielgeschäftigkeit und der Konkurrenzgebarung anzunehmen, die modernes Erwerbsleben leider erfordert. England leidet unter seinen besten Qualitäten.

Die Engländer selbst sind sich des Vorgangs deutlich bewußt, seiner Ursachen unklar. In erster Linie glauben sie, daß das System der tech-

nischen Erziehung reformiert werden müsse, während es sich in Wirklichkeit um Fragen der nationalen Lebensweise handelt. In zweiter Linie regt sich in allen Ecken des Landes die Tendenz zu Schutzzöllen, denen ja vielfach die Kraft zugesprochen wird, erschlaffende Industrien zu halten, während sie in Wirklichkeit nur imstande sind, junge und aufstrebende Gewerbe in ihrer ersten Entwickelungszeit zu schützen und erstarken zu machen.

Aus Besprechungen mit führenden Finanzleuten ergab sich nun die seltsame Tatsache, daß der Ruf nach Protektion einstweilen durchaus nicht vorwiegend von Industriellen oder Arbeitern ausgeht. Diese beiden Berufsklassen vertreten vielmehr großenteils die nur innerhalb enger Grenzen zutreffende Ansicht, daß Schutzzölle die Konsumartikel des Landes verteuern, woraus die einen schließen, daß die Löhne erheblich gesteigert werden würden, während die anderen selbst bei gesteigerten Löhnen verschlechterte Lebensbedingungen befürchten. Daneben macht sich wohl auf seiten der Händler und Cityleute die Erkenntnis geltend, daß ein schutzzöllnerisches England auf die Dauer nicht den Großhandel und die Hauptmärkte des Kontinents sich werde erhalten können, daß vielmehr diese Hauptquellen des nationalen Erwerbes vorwiegend von deutschen Häfen und Handelsplätzen abgefangen werden würden. Tatsächlich sieht England in dieser wichtigsten aller gegenwärtigen Wirtschaftsfragen sich vor das Dilemma gestellt: entweder in gleicher Weise die fernere Entwickelung seiner Industrie

seinem Handel und seiner Weltstellung zu opfern, wie es seine Landwirtschaft in der Mitte des XIX. Jahrhunderts geopfert hat, oder mit dem mangelhaften Hilfsmittel der Schutzzölle die Industrie zu verteidigen, auf die Gefahr hin, daß Handel und Handelsflotte, Warenverkehr, Geldverkehr und Märkte ernsthaft geschädigt werden.

In dieser schweren Besorgnis sind es, wie erwähnt, merkwürdigerweise nicht so sehr die eigentlich betroffenen Industriellen, die Protektionismus fordern, als eine andere Klasse von Interessenten, die sich gleichfalls, aber auf gänzlich andersgeartetem Gebiete in Bedrängnis fühlen — nämlich die Imperialisten.

II. Koloniale Sorgen

Es bezeichnet die seltsame Duplizität englischer Politik, die nicht wie die unsere durch unüberbrückbare wirtschaftliche Kontraste in Spannung gehalten wird, sondern nach Opportunitätsgründen bald hier bald dort ein altes Prinzip verläßt, ein neues aufnimmt —, es bezeichnet diese Versatilität und Unbefangenheit, daß der Mann, der seiner Königin die Kaiserkrone von Indien aufs Haupt setzte, das Wort gesprochen haben soll: die Kolonien seien der Mühlstein an Englands Halse.

Die politischen Erben Disraelis, die heute imperialistische Ziele verfolgen, werden sich dieses gewichtigen Bildes bewußt, deutlicher als es dem kontinentalen Blick sich darstellt.

Denn wenn wir, von gewohnten Anschauungen

ausgehend, die englische Weltstellung auf Seemannstüchtigkeit und Kolonialherrschaft zurückführen, so erblicken wir in der letzteren nicht nur den Inbegriff maritimer Stützpunkte und überseeischer Bundesgenossenschaften, sondern vor allem den Quell unversieglicher Schätze, die als Kontributionen, Gehälter, Pensionen, Handels- und Absatzgewinne dem Mutterlande zufließen. Diese wirtschaftliche Seite des kolonialen Imperiums verdient indessen eine etwas nüchternere Betrachtung.

Es wird kaum möglich sein, und wohl auch von keiner Stelle der Verwaltung aus ernstlich versucht werden, die ökonomische Bilanz des kolonialen Soll und Habens zahlenmäßig zu ziehen. Sowohl unter den Aktiven wie unter den Passiven würden Posten erscheinen, die sich jeder Berechnung entziehen: unter den ersteren der Wert des Handelsverkehrs, unter den letzteren die Erfordernisse für solche Investitionen, die sich spät, indirekt oder nie bezahlt machen, sowie für maritimen Schutz und kriegerische Unternehmungen. Indessen läßt sich aus einer Reihe übereinstimmender Indizien schließen, daß diese wirtschaftliche Bilanz heute in hohem Maße passiv ist. Was zunächst zahlenmäßige Überweisungen aus den Kolonien anlangt, so finden solche in irgendwie beachtenswertem Maße überhaupt nicht statt.

Die Kolonien halten und bezahlen ihren eigenen Beamtenkörper, der aus einsässigen Persönlichkeiten besteht; das Militär, soweit es überhaupt von der Heimat gestellt wird, erhält und verzehrt seine Löhnung in dem Lande, wo es stationiert

ist; Kontributionen werden an das Mutterland nicht entrichtet. Dagegen verlangen viele Kolonien erhebliche direkte Zuschüsse aus der Heimat; sie verlangen die Finanzierung ihrer Anleihen, gleichviel ob diese zureichend, oder wie etwa die von Kapland, sehr mäßig fundiert sind; sie verlangen endlich enorme Investitionen für Verkehrsanlagen, Bewässerung, Befestigung, Kriegführung, die entweder vorschußweise oder à fonds perdu gewährt werden müssen. Daß der englische Handel aus den Kolonien erhebliche Vorteile zieht, ist unbestreitbar, und es fällt hiergegen nur wenig ins Gewicht, daß beträchtliche Subventionen an Dampferlinien gezahlt werden müssen. Auch englische Produktion findet in den Kolonien Absatz: bis zu welchem Maße ist schwer zu sagen, obgleich die Handelsstatistiken die Importziffern mit über 50% der Importe nachweisen; denn zweifellos finden viele deutsche und amerikanische Produkte auf dem Umweg über England dort — eine zweite Heimat. So viel aber ist sicher, daß der koloniale Absatz keine Schätze abwirft; denn trotz mannigfacher differentialer Behandlung wirkt die internationale Konkurrenz in den Kolonialgebieten mit rücksichtsloser Schärfe.

Als wahrscheinlich darf angenommen werden, daß die wirtschaftlichen Vorteile, die England aus seinen Kolonien zieht, sich in einem Verhältnis abstufen, das bei sehr zahlreicher und tätiger farbiger Bevölkerung seinen günstigsten Grad erreicht, während die überwiegend von europäischen Rassen besiedelten Länder der Heimat mehr und mehr national und wirtschaftlich verloren gehen; es

dürfte daher Indien noch immer Englands wertvollster Besitz sein.

Erscheinen somit die wirtschaftlichen Vorteile, die England der kolonialen Expansion verdankt, begrenzt, so muß aus der politischen Betrachtung sich ergeben, welches Maß von rationeller Berechtigung, mithin von Stabilität dem Imperium innewohnt. Auch hier ergibt sich eine ähnliche Gesetzmäßigkeit insofern, als die Dichte und Bedeutung der weißen Bevölkerung in einer gewissen Proportionalität stehen zu den Sorgen, die der Heimat erwachsen.

Abermals zeigen die Kolonien mit dichter und relativ entwickelter farbiger Bevölkerung das günstigste Bild. Sie erweisen sich als gesicherter Staatsbesitz, dessen innere und äußere Verteidigung zwar aufmerksame Überwachung erfordert, der auch gelegentlich bei Wirtschaftskalamitäten durch Aufstände gefährdet werden kann, im allgemeinen aber, mit der Länge der Zeit, mit dem Ausbau von Verkehrs- und Defensivmitteln dem Stammland immer enger angekettet wird.

Anders diejenigen Kolonien, die wie Südafrika infolge der Spärlichkeit oder Passivität der eingeborenen Bevölkerung eine gleichzeitige Besiedelung durch farbige und weiße Elemente erfordern. Prävaliert hier das dunkle Element, wie dies zumal bei beginnender Kolonisation entschieden der Fall sein muß, so entsteht innerhalb weniger Generationen eine moralische, vielleicht auch physische Niederziehung des Europäertums. Das beständige Beispiel des untätigen und amora-

lischen Eingeborenen, die schwer zu ertragende Gewöhnung an ein angeborenes Herrscherdasein, die Erziehung der Kinder in der Umgebung und Atmosphäre einer servilen Kaste — diese Faktoren sollen zu einer inneren Entartung beitragen, die alsdann zu weitgreifender Vermischung und Bastardisierung führen kann. So ist im Kapland der Stamm der Capboys entstanden, einer Mischlingszucht von Holländern und Negern, die in allen Abstufungen von Weiß zu Schwarz heute einen wesentlichen Bestandteil der südafrikanischen Bevölkerung bildet. Schreitet nun die Vermehrung der Eingeborenen und Mischlinge rascher voran als die der Europäer, so entstehen neue Wirrnisse. Denn auch die Farbigen haben im Zusammenleben mit den Weißen sich so weit modifiziert, daß sie gelernt haben, Ansprüche zu erheben, zunächst auf Teilnahme an der Verwaltung. Dr. Jameson, der Führer jenes Jameson-Raid gegen Johannesburg, der bis vor kurzem dem Kapministerium angehörte, vertritt mit Entschiedenheit die Berechtigung der Farbigen zur Selbstverwaltung, indem er anführt, daß eine scharfe Grenze zwischen ihnen und den Weißen physisch überhaupt nicht mehr gezogen werden könne. So besitzen denn im Kapland die Farbigen tatsächlich das parlamentarische Stimmrecht, während andere Kolonien, wie z. B. Natal, wo das weiße Element vorherrscht, auf diesen Verfassungszustand des Nachbarlandes mit Abscheu herabsehen und vornehmlich um seinetwillen von der Errichtung einer südafrikanischen Union nichts wissen wollen.

Es ist bekannt, daß die Ambitionen der oberflächlich zivilisierten Eingeborenen sich noch weiter erstrecken, und daß die äthiopische Bewegung, durch schwarze Missionare geschürt, Anhänger wirbt für die der Monroedoktrin nachgebildete These: „Afrika den Afrikanern". So sind denn heute ernste englische Beurteiler der Ansicht, daß das Land in absehbarer Zukunft zu wählen haben werde zwischen friedlicher Unterwerfung unter teilweise afrikanische Kontrolle oder schweren inneren Kämpfen. Mag diese Perspektive zu dunkel und zu phantastisch erscheinen: so viel ist gewiß, daß nur eine Stärkung des hellen Elements, somit eine energische Förderung der Immigration und allmähliche Umwandlung der Länder in weiße Kolonien die inneren Reibungen beseitigen und die Verschmelzung der verschiedenartigen Verwaltungen zu einer einheitlichen südafrikanischen Kolonialorganisation ermöglichen wird. In gleichem Maße aber werden diejenigen neuen Antagonismen dem Mutterlande gegenüber auftreten, die von allen rein weißen und zu einer gewissen Reife gelangten Kolonien gezeitigt werden, und die eine wirkliche Gefahr für das koloniale Imperium bilden.

Betrachtet man vergleichend die Vereinigten Staaten und Kanada, so erblickt man zwei Länder von nahezu gleichaltriger Geschichte und ähnlicher Flächenausdehnung, aber von sehr verschiedener Bedeutung. Das eine, stark bevölkert, eine politisch prominente, wirtschaftlich unerreichte Macht von enormem Wohlstand, das andere spärlich bewohnt, politisch ohne Existenz, verwaltungsmäßig

abhängig, mit zunehmendem Wohlstand, aber ohne überragende wirtschaftliche Bedeutung. So kann es nicht wundernehmen, daß die Bewohner es ablehnen, Klima und Boden allein für die retardierte Entwicklung verantwortlich zu machen, sondern vielmehr in der Abhängigkeit von einem europäischen Lande den schwersten Nachteil erblicken. Diese Stimmungen finden offen Ausdruck; eine peinliche Szene auf einem offiziellen Bankett in Washington gab vor wenigen Wochen die charakteristische Illustration kanadischer Unabhängigkeitsgelüste*).

England ist sich dieser zentrifugalen Tendenzen sehr wohl bewußt und bemüht sich, durch äußerste Liberalität des Regimes, die fast an Schlaffheit grenzt, ihnen zuvorzukommen. Man kann in der Dezentralisation nicht weiter gehen, als hier geschieht. Selbst halbentwickelte Kolonialgebilde haben eigene Parlamente, eigene Gesetzgebung, Wirtschaftspolitik, Beamtenkörper. England und seinem Statthalter bleibt kaum etwas anderes als Veto und Exekutive. Aber alle Liberalität kann den Gedanken nicht zurückdrängen, der in allen weißen Kolonien auftaucht und Boden gewinnt: daß in sehr absehbarer Zeit an die Stelle des Vormundschaftsverhältnisses eine Union zu treten habe, die denn freilich in der Praxis andere Wege einschlagen könnte, als es den Programmen entspricht.

Was England heute den loslösenden Bestrebungen allein entgegensetzen kann, ist seine

*) Die letzten kanadischen Wahlen haben eine Stärkung der Beziehungen zum Mutterlande gebracht. Wie lange sie vorhalten wird, bleibt abzuwarten. (1911.)

Flotte. „Hier habt ihr einen Schutz," so sagt Großbritannien, „den keiner von euch entbehren und den kein anderes Land euch gewähren kann, denn die britische Flotte ist ein unerreichbares, jeder Rivalität enthobenes Unikat." Auf diesem Nachsatz liegt das Gewicht. Denn er bezeichnet den Untergrund der englischen Flottenempfindlichkeit: mit jedem Schiff, das Deutschland baut, lockert sich ein Stein des britischen Kolonialgebäudes.

So ist es begreiflich, daß die imperialistische Partei sich nach neuen Mitteln umsieht, um die überseeischen Besitzungen sich fester zu verbinden; und es trifft sich seltsam, daß abermals der Gedanke des Schutzzollsystems sich darbietet. Hier aber erscheint er, den veränderten Zielen entsprechend, in neuem Kleide. Ein gemeinschaftlicher Zollring, der nicht nur auf die Produkte der Industrie, sondern auch der Landwirtschaft und der kolonialen Wirtschaft sich erstreckt, soll das gesamte britische Weltreich umschließen und eine gewaltige Produktionseinheit schaffen. Unter seinem Schutz sollen die Überseeländer das Heimatreich mit Rohstoffen, Nahrungs- und Genußmitteln versorgen und im Austausch Industrieprodukte erhalten.

Die Schwächen dieses grandiosen Gedankens liegen offen zutage: er ist für beide Parteien unannehmbar. Abgesehen von der Frage, ob die Gemeinschaft in ihrer Produktion vielseitig und hinlänglich genug sein würde, um sich von der Umwelt genügend freizumachen: die Kolonien würden es auf die Dauer nicht ertragen, englische

Industrieprodukte unter monopolistischen Bedingungen zu beziehen; und England, das keine erhebliche Landwirtschaft betreibt und noch heute sich vor lediglich industriellen Zöllen fürchtet, weil sie die Lebensführung verteuern, würde die Einbeziehung des Gesamtbereichs aller Konsummittel in das generelle Zollregime sich nicht gefallen lassen. Die gewichtigen, im Vorangegangenen erwähnten Bedenken hinsichtlich Gefährdung des Handels und der Märkte bleiben überdies in verstärktem Maße geltend.

Von großer Bedeutung muß es aber erscheinen, daß von zwei ganz verschiedenen Seiten aus auf das gleiche Ziel hingearbeitet wird, wobei die Kolonialpartei mit großen Mitteln der Agitation und hohen Parolen bereits in Tätigkeit sich befindet, während die nach herkömmlichen ökonomischen Anschauungen vornehmlich interessierten Gruppen, nämlich die der Industrie, einstweilen noch zögern, aus der Deckung hervorzutreten und sich den Bundesgenossen zu vereinigen.

Als außenstehende Beurteiler können wir die englische Schutzzolltendenz nur als verkehrt betrachten, als industrielle Interessenten sie als schädlich empfinden; es stehen uns aber keine Mittel zu Gebote, sie abzulenken. Und wenn man auch im allgemeinen die englische Politik als vorbildlich insofern bezeichnen darf, als sie stets, gleichsam instinktiv, die wahren Bedürfnisse der Nation erfaßt und besorgt hat, so ist der Fall doch nicht auszuschließen, daß in Zeiten der Verlegenheit starke Konstellationen vermeintlicher Interessen die Entschlüsse bestimmen.

So sehen wir England heute von zwei schweren Sorgen erfüllt: der wirtschaftlichen und der kolonialen, denen zwei Mittel der Abhilfe gegenüberstehen; das eine — Schutzzoll — grundsätzlich durchaus durchführbar, aber vermutlich nicht heilsam; das andere — Flottenvermehrung — zweckentsprechend und geeignet, vielleicht aber nicht so bequem durchführbar, wie es auf den ersten Blick erscheint. Zwar ist die englische Flotte außerordentlich volkstümlich, der höchste Stolz der Nation; ihre Besatzung findet in der maritimen Bevölkerung reichlichen Nachwuchs; der Schiffbau ist unübertroffen; die Mittel zur Erhaltung und Verstärkung sind stets aufs freigebigste vom Parlament bewilligt worden — aber das Land ist heute nicht mehr so ausgabefroh wie früher, und opferwillig ist es nie gewesen. Wenn auch die Staatsbilanz mit einer Schuldentilgung von 18 Millionen glänzend erscheint, so ist der Überschuß doch nur eine Folge der Kriegssteuer, die noch immer gezahlt und ungern gezahlt wird. England könnte bei seinem großen nationalen Wohlstand ein erheblich vergrößertes Budget ertragen; es will aber nicht höher besteuert sein, ebensowenig wie es die Last einer allgemeinen Wehrpflicht zu tragen gewillt ist. Dies verwöhnte Land macht seit Jahren schlechte Geschäfte und lebt nach unseren Begriffen über seine Verhältnisse: da sind neue Steuern die unliebsamste Ausgabe. So mußte auch die Heeresreform ein Torso bleiben; sowohl die Einrichtung der Territorialarmee als

die der Military Associations, die einen Teil der Lasten zu freiwilligen machen sollen, scheinen Mißerfolge. Wenn daher auch häufig das Wort ertönt: „auf ein deutsches Schiff zwei englische", so äußert sich darin mehr ein Wunsch als ein Gelübde. Zweifellos kann England seine Flotte verstärken, wird sie verstärken und muß sie verstärken — aber das gegenwärtige exorbitante Verhältnis der Übermacht kann auf die Dauer nicht erhalten bleiben.

In hohem Maße beachtenswert ist es, daß beide Sorgen, die industrielle und die koloniale, den Blick der Nation nach Deutschland hinüberlenken. Hier sitzt der Konkurrent und der Rivale. Aus allen Unterhaltungen mit gebildeten Engländern klingt es heraus, bald als Kompliment, bald als Vorwurf, bald als Ironie: ihr werdet uns überflügeln, ihr habt uns überflügelt. Und ein drittes gewichtiges Moment tritt hinzu, das wir uns in der Heimat nicht immer vergegenwärtigen: die Beurteilung Deutschlands, wie es sich dem Außenstehenden darstellt. Man blickt von außerhalb in den Völkerkessel des Kontinents, und gewahrt, von stagnierenden Nationen eingeschlossen, ein Volk von rastloser Aktivität und enormer physischer Expansion. Achthunderttausend neue Deutsche jährlich! Jedes Lustrum eine additionelle Bevölkerung nahezu gleich der von Skandinavien oder der Schweiz! Und man fragt sich, wie lange das evakuierte Frankreich dem Atmosphärendruck dieser Bevölkerung standhalten könne.

So substantiiert und lokalisiert sich jede englische Unzufriedenheit — und es gibt deren genug

seit dem letzten Kriege — im Begriffe Deutschlands. Und was bei den Gebildeten als motivierte Überzeugung auftritt, das äußert sich beim Volke, bei der Jugend, in der Provinz als Vorurteil, als Haß und Phantasterei in einem Umfange, der weit über das Maß unserer journalistischen Apperzeption hinausgeht.

Es wäre schwächlich und oberflächlich, wollte man glauben, daß kleine Freundlichkeiten, Deputationsbesuche oder Preßmanöver Unzufriedenheiten stillen können, die aus so tiefen Quellen fließen. Nur unsere Gesamtpolitik ist imstande, England wenigstens diesen Eindruck zu verschaffen, daß von Deutschlands Seite aus keine Verstimmung, keine Furcht, kein Expansionsbedürfnis und keine Offensive besteht. Die Massen werden hierdurch nicht überzeugt, wohl aber die Regierungen im Bewußtsein ihrer Verantwortung erhalten werden.

Ist es zutreffend, daß seit dem Aufhören der Eroberungskriege es vorwiegend ratlose Verlegenheiten gewesen sind, die europäische Konflikte veranlaßt haben, so ergibt sich von neuem der Anlaß, nichts zu versäumen, was zur politischen Beruhigung beitragen kann; in dem Bewußtsein, daß mit jedem Jahr, das vergeht, das maritime Machtverhältnis sich für uns günstiger gestaltet und hierdurch eine allmähliche Konsolidierung des Gleichgewichtes wiederum eintritt.

POLITIK, HUMOR UND ABRÜSTUNG*)

Manto
Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt.

I.

Im Schachspiel wird derjenige siegen, dem der stärkste Gegenzug zur Verfügung steht. Der stärkste Gegenzug aber ist dadurch gekennzeichnet, daß er nicht nur die Absicht und Offensive des Gegners durchkreuzt, sondern gleichzeitig dem eigenen Spiel neue Aussichten und Stärken schafft.

Eine dauernd defensive Staats- oder Geschäftspolitik muß Schaden leiden. Ein tüchtiger Geschäftsmann weiß, daß jeder Tag neue Schwierigkeiten und Mißhelligkeiten bringt, während unerwartete Glücksfälle selten eintreten. Die Wirrnisse zu ordnen, die Unbequemlichkeiten zu beseitigen, genügt nicht: es müssen beständig neue Netze ausgeworfen werden, damit von hundert Chancen eine eintrifft. Bei gleicher Einsicht und gleichem Fleiß wird von zwei Geschäftsleuten derjenige der erfolgreichere sein, der die meisten Eisen im Feuer hat. Wer sich darauf beschränkt, die Widernisse des Tages auszugleichen und Welle für Welle ruhig abzuwarten, den trifft zuletzt eine, die ihn niederwirft.

Hierin sind Staatsgeschäfte und Privatgeschäfte gleichzusetzen. Der Kaufmann fragt sich, wenn man ihm von Erfindungen oder Unfällen, von Ernten oder Gesetzesvorlagen erzählt: was kann

*) Veröffentlicht in der Neuen Freien Presse, Ostersonntag 1911

ich daraufhin machen? und kauft oder verkauft, kündigt, leiht oder treibt ein, je nach seiner Meinung. Als man Bismarck die Nachricht vom zweiten Attentat brachte, fragte und klagte er nicht, sondern sagte blos: jetzt haben wir sie! und meinte damit, über drei Gedankenschlüsse hinweg, den Zusammenbruch des Liberalismus. Das war vollkommene Genialität und Realpolitik: Genialität, weil im Handumdrehen ein furchtbares und widerwärtiges Ereignis in das stärkste Vehikel des eigenen Willens verwandelt wurde; Realpolitik nicht nur im herkömmlichen Sinne der illusionsfreien Zweckfolge, sondern vor allem in dem Respekt vor der Realität der entschiedenen Tatsache und der gegebenen Situation. Jede neue Tatsache macht in der Welt unzählige Chancen zunichte; sie erweckt aber auch unzählige neue zum Leben. Deshalb muß jede Tatsache in doppeltem Sinne geprüft werden: wie weit sie sich mit den früheren Absichten verträgt und wie weit sie neue Absichten zuläßt.

Was bedeutet überhaupt geschäftliche oder politische Genialität? Mir scheint, nichts anderes, als daß in der Camera obscura des Geistes sich ein Mikrokosmos darstellt, der alle wesentlichen Zusammenhänge und Gesetzmäßigkeiten der Wirklichkeit bewußt oder unbewußt wiedergibt, und der daher auch gewissermaßen experimentell sich jederzeit verschieben läßt, so daß er innerhalb menschlicher Grenzen sogar das Bild der Zukunft aufweist. Dieser Vorgang der Weltbildung ist intuitiv und daher mühelos; er ist zwar an ein vorhandenes Erfahrungsmaterial gegenwärtiger und

vergangener Tatsachen gebunden und läßt sich durch Nachforschungen und Erhebungen ergänzen; aber er läßt sich nicht erzwingen. Nach außen wird daher politische Genialität erkennbar sein einerseits als Kraftüberschuß, Freiheit und somit als Humor im Sinne jener Bismarckschen Regung (wenn unter dem Begriff des Humors die Souveränität gegenüber der Erscheinung verstanden werden darf); anderseits als zukunftwärts gewandter Blick, als Phantasie. Sicherlich muß hier Freiheit nicht mit Frivolität, Phantasie nicht mit Phantastik verwechselt werden; Frivolität ist unsittlich, Phantastik irreal.

Politische Genialität aber wird nicht nur im Realen, sondern auch im letzten Sinne im Ethischen wurzeln: denn ihr Weltbild wäre nicht vollkommen, wenn es nicht auch den immanenten sittlichen Gesetzen Raum schaffte. Freilich wird diese Sittlichkeit sich nicht darin äußern, daß man jeder praktischen Frage gewaltsam eine moralische Seite abzwingt, wodurch denn gemeinhin aus einem Gebiete möglichen Irrens zwei gemacht werden.

Ein allzu sorgenvoller Kaufmann wird wenig Kredit erhalten, denn er läßt befürchten, daß seine Lebenskraft dem Gewichte der Widrigkeiten erliegt, und daß es ihm an Ressourcen fehlt. Wer Schwierigkeiten sucht, der wird noch mehr finden, als er erwartet. Wer in allen kleinen Dingen eine ethische Seite sucht, setzt sich der Gefahr aus, in großen Dingen unethisch zu handeln. Wer jede neue Tatsache als einen Quell von Mühen und Unzuträglichkeiten betrachtet, wird sich über Mangel an Chancen beklagen.

Die beste Stimmung des Geschäftsmannes ist, wenn er sich sagt: es gibt keine Not, aus der sich nicht eine Tugend machen ließe.

II.

Die Bismarcksche Epoche hat uns in einem allzu saturierten Zustand hinterlassen. Deutschland glich einem Kaufmann, dem man für sein Geschäft viel Geld herausgezahlt hat und den nun die Sorge, nichts zu verlieren, von neuen Unternehmungen abhält. Nachdem man bis 1870 ein ärmliches, etwas abenteurerhaftes, aber hoffnungsvolles Leben geführt hatte, erwachte man als wohlhabender, gesättigter Bourgeois; freilich in unbequeme Grenzen eingeschlossen, die man vollkommen ausfüllte und von nun an verteidigen sollte, und inmitten ähnlich gefestigter Existenzen, die die ihrigen verteidigten. Die Zeit der Expansion war vorüber, die geographische Lage eine höchst genierte. Nun beging man einen unbegreiflichen Fehler, dessen Gleichnis zu suchen man weit in der Geschichte hinaufsteigen müßte: man gestattete der Volksstimme eines Nachbarn, in jeder unbeschäftigten Stunde Racheschwüre auszustoßen, und gewöhnte sich in mißverstandener Courtoisie daran, diesen merkwürdigen Zustand einseitiger Bedrohung als eine berechtigte Eigenart aufzufassen, bis er den Charakter eines allgemein sanktionierten Gewohnheitsrechtes erhielt, das heute als eine der stärksten Realitäten der Weltpolitik einen Teil unserer Aktionsfähigkeit lahmlegt.

Seit Bismarcks Abgang ist die deutsche Politik

defensiv geblieben. Wir haben nicht ein einziges eigenes Aktivgeschäft abgeschlossen, und, was bedenklicher ist, nicht einmal eine größere aktive Aufgabe für unsere Politik gefunden. Den zahllosen Beteuerungen unserer Friedensliebe hätten wir die beweiskräftige Formel hinzufügen können: weil wir nicht wissen, was wir uns wünschen sollen. Der größte Erfolg unserer neueren Politik war dem letzten Amtsjahre des Fürsten Bülow beschieden: er bestand in der glänzenden Kampagne für Österreich gegen Rußland und betraf unsere Interessen somit nur indirekt. Inzwischen dient uns die der Finanz, nicht der Politik entsprossene Bagdadbahn in freudvollen und leidvollen Tagen als fröhlicher, wenn auch einsamer Wetterfrosch.

Dankbar wurde es begrüßt, daß der fünfte Kanzler in seiner großen Rede über die Abrüstungsfrage das liberum arbitrium Deutschlands in weltgeschichtlichen Dingen emporhob. Er verschaffte dem unausgesprochenen Gedanken Geltung, daß zu einer Zeit, in der das Gleichgewicht der Nationen noch nicht endgültig stabilisiert sei, Krieg und Frieden nicht in die Hände von Kommissionen gehöre.

Um so mehr wird der erste Teil der Rede, die Behandlung der Abrüstungsfrage, die man besser eine Kontingentierungsfrage nennen sollte, gerade bei manchen aufrichtigen Verehrern des Kanzlers einige Enttäuschung erweckt haben, denn hier konnte man glauben, die freudlose Ablehnung einer unzeitigen Belästigung zu vernehmen, und sich somit in eine mißgestimmte Defensive zurückversetzt fühlen, wo vielleicht ein guter

Einfall oder wenigstens eine hoffnungsvolle Mitwirkung uns und der Welt einen Dienst erweisen konnte.

Denn abgesehen davon, daß das ungewöhnliche Interesse, das die Nationen der Frage entgegenbringen, ganz unabhängig von ihrem Inhalt, an sich eine Realität bedeutet, die zugreifende Aufmerksamkeit verdient: in der Kontingentierungsidee selbst liegt ein gesunder und keimkräftiger Kern.

Der Umfang der Rolle, die ein Staat auf dem Welttheater zu spielen berechtigt ist, bestimmt sich zu jeder Zeit durch eine Reihe von Faktoren geographischer, physischer und moralischer Kategorie. Vorübergehend kann die tatsächliche Machtsphäre die Grenze der natürlichen Berechtigung überschreiten oder unausgefüllt lassen: auf die Dauer wird Macht und Machtberechtigung, Ausdehnung und Ausdehnungsberechtigung sich die Wage halten. Mit 65 Millionen Einwohnern, starkem Landheer, leidlicher Flotte, bedeutendem Einkommen, hohem Stande der Zivilisation, des technischen Könnens und der ethischen Werte darf Deutschland territoriale und potentielle Ansprüche gegebenen Umfangs stellen; mit jeder Verschiebung eines dieser Faktoren ändert sich das Maß der Berechtigung, wenn auch die historische Gestaltung nur in Intervallen den Änderungen zu folgen vermag.

Der Gesamtzustand der Wehrfähigkeit sollte, wenn möglich, ein genaues Abbild des inneren Machtkomplexes darstellen. Die numerischen Stärken der Land- und Seeheere müssen zur Be-

völkerungszahl, ihre Kampfmittel zum Volkswohlstand und zum Stande der Technik, ihre Ausbildung und Tüchtigkeit zur Zivilisation und Ethik im Verhältnis des Abbildes zur Wirklichkeit stehen. Freilich liegt in diesem Verhältnis ein subjektiver Faktor, den ich den Anspannungsfaktor nennen möchte; denn tatsächlich kann ein relativ schwacher Staat seine Kräfte eine Zeitlang über jedes verständige Maß hinaus anspannen und sich einen Verteidigungszustand schaffen, der seine Verhältnisse übersteigt, während ein starker Staat, wie z. B. Nordamerika, im Vertrauen auf seine geographische Lage seine Mittel in einer für europäische Begriffe ungewöhnlichen Schonung zu erhalten vermag.

Der Anspannungsfaktor kann somit an sich verschieden sein; indessen ist es keine Frage, daß der zügellose Wettbewerb der Nationen die Wirkung haben muß, alle Anspannungsfaktoren dauernd zu steigern und somit möglicherweise über lang oder kurz sie für den einen, den anderen, oder alle unerträglich zu machen.

Es ist sicher schwierig, aber durchaus nicht hoffnungslos, Mittel zu finden, um auf dem Wege der Kontingentierung die kriegerische Anspannung auszugleichen und in erträglichen Grenzen zu halten, und in diesem Sinne ist der Gedanke der Abrüstung keine leere Utopie, sondern eine moderne und brauchbare Idee von entschiedener Tragweite. Gern gebe ich zu, daß möglicherweise die englischen Anreger ihren Vorschlag anders verstanden haben. Vielleicht wollten sie gar nicht Wehrkraft und innere Macht in ein dauerndes ge-

sundes Verhältnis bringen, sondern im Gegenteil die heutige internationale Kräfteverteilung äternisieren und jedem einen Rock schneidern, der mit der Zeit entweder zu eng oder zu weit werden muß; sie haben sich ja nicht allzu deutlich ausgesprochen. Gleichviel; in Geschäften muß man auch mißverstehen können; dann wird mitunter aus einer törichten Idee eine verständige, man findet für freundliche Mitwirkung Anerkennung und für gute Laune Belohnung.

III.

In seiner Rede hat der Kanzler auf das Beispiel industrieller Syndikate hingewiesen und somit an kaufmännisch geschultes Denken appelliert; es darf deshalb in einer Ausführung, der ohnedies der Vorwurf theoretischer Betrachtung schwerlich erspart bleibt, der Versuch gemacht werden zu ermitteln, wie weit kommerzielle Denkformen sich auf das Abrüstungsproblem anwenden lassen.

Zunächst würde man anstreben, das Problem klar zu formulieren. Ist dies in dem Sinne geschehen, wie oben ausgeführt, daß es sich nicht um eine Rangordnung der Nationen handelt, nicht um eine mechanische Reduktion der Kontingente, sondern vielmehr um die Ermittlung eines Anspannungsverhältnisses, um die Anpassung der Streitkräfte an die Leistungsfähigkeit, so erkennt man sofort, daß die Aufgabe in zwei Teile zerfällt: einmal die Bindung des materiellen Aufwandes an das Vermögen, alsdann

um die Bindung des Menschenaufwandes an die Bevölkerungszahl.

Sogleich erhebt sich eine Schwierigkeit. Denn es fehlt uns an Methoden, das Vermögen, ja auch nur das Einkommen eines Landes genau rechnerisch zu ermitteln. Indessen ist uns eine Größe bekannt, die in gewissem Sinne gleichzeitig ein Abbild des Volksvermögens und des Zivilisationsstandes darstellt: die Summe der öffentlichen Lasten, die sich aus allen direkten und indirekten Abgaben zusammensetzt. Diese Größe ist zwar nicht mit der Endsumme der Staatsbudgets identisch: einmal, weil in Deutschland zum Beispiel gewisse Beträge in den Einzelbudgets verrechnet werden, die im Reichsbudget wiederkehren, sodann weil von den Staatsmonopolen in den verschiedenen Ländern nicht die Gesamtausgaben, sondern nur die reinen Überschüsse einzusetzen sind. Immerhin lassen sich ohne grundsätzliche Schwierigkeit Verrechnungsweisen feststellen, aus denen mit genügender Genauigkeit die Summe der Staatsausgaben — natürlich mit Ausschaltung des Schuldendienstes — hervorgeht.

Aufgabe nun wäre es, zu bestimmen, daß alle jährlichen Ausgaben für Land-, See- und Luftheer ein festes Verhältnis zur Gesamtausgabe des Staates nicht überschreiten dürfen. Ein internationaler Rechnungshof hätte die Abrechnungen zu prüfen.

Nach kommerziellen Erfahrungen läßt sich diesem ersten Schritt ein zweiter anfügen: wenn man nämlich berücksichtigt, daß im allgemeinen solche Beschränkungen williger aufgenommen werden, die

man nicht für die Gegenwart, sondern für die Zukunft und gewissermaßen auf Zuwachs bemißt.

Geht man davon aus, daß in jedem Staat die Lasten für Heer und Flotte, auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, einen gewissen Satz ausmachen, für den man etwa den in Deutschland bestehenden als Norm ansehen könnte; bestimmt man nun, daß der anderthalbfache oder doppelte Betrag dieses Normalsatzes als Maximum zu gelten habe, das in gewissen Etappen erreicht, aber niemals überschritten werden dürfe — so wäre eine Beschränkung geschaffen, die zwar für den Augenblick unwirksam bliebe, die vielleicht aber schon nach einem Menschenalter den Druck der Rüstungsopfer wesentlich erleichtern könnte.

Rechnerisch übersichtlicher als die Anpassung des materiellen Aufwandes an den Volkswohlstand erscheint die Anpassung des menschlichen Aufwandes an die Bevölkerungsgröße. Denn diese ist durchweg aufs genaueste feststellbar und zumeist festgestellt, so daß es fast seltsam erscheinen müßte, wenn niemals der internationale Vorschlag gemacht worden sein sollte: ein Maximalverhältnis der jährlichen Aushebungen zur Bevölkerungszahl zu normieren, für das etwa dasjenige Frankreichs, als ein besonders vorgeschrittenes, zu wählen wäre.

Auch hier ließe sich die erste Beschränkung durch eine zweite steigern, indem man dazu schritte, sowohl eine maximale Dienstzeit für Heer und Flotte, wie auch eine obere und untere Altersgrenze des kriegstüchtigen Alters zu bestimmen.

Es kann nicht die Aufgabe dieser in vier Sätzen

skizzierten Umrißlinie sein, ein internationales Abrüstungsprogramm einwandfrei und für alle Teile gebrauchsfertig zu trassieren; es genügt, wenn dargetan erscheint, daß gerechte und verständliche Vorschläge sich finden lassen, die einer großen und entwicklungsfähigen Macht keinen Abbruch tun, die eine freundwillige Mitarbeit in humanen Völkerfragen zu erkennen geben, und es anderen überlassen, sich zu decouvrieren, sofern es diesen nicht um die Sache selbst, sondern um Nebenabsichten zu tun war.

Gelingt es überdies, den Gedanken zu bekräftigen, daß in der Welt keine Tatsache und Realität in die Erscheinung treten kann, die, sei sie auch noch so verwirrend, sich nicht mit Lust und Humor zum Guten wenden ließe, so ist der Wunsch dieser friedfertigen Osterbetrachtung erfüllt.

I. Um wen handelt es sich?

Ich glaube, daß bei unveränderten physischen Voraussetzungen die Summe der Talente und Lebenskräfte einer Nation in jeder Generation sich nahezu gleich bleibt. Könnten somit alle Nachwuchskräfte des Landes gleichmäßig zur Leistung und Leitung aufgerufen werden, so wären wir der Sorge enthoben.

Dies ist nicht so. Die Aufgaben der Führenden und der Geführten sind verschieden und verlangen verschiedene Schulung. Hervorragenden und glücklichen Einzelnen mag es beschieden sein, die Bahn vom Korporal zum Feldmarschall zu erfüllen; die große Mehrzahl, auch der Begabteren, altert in der subalternen Karriere und verliert die Spannkraft, die erfordert wird, um in der zweiten Lebenshälfte neue Wege des Gedankens und der Arbeit zu beschreiten.

Frühere Generationen, die Männer des industriellen Aufschwunges, konnten sich selbst zu Konquistadoren machen; in unserer Zeit der erstarkenden Organisationen suchen sie selbst sich Nachfolger zu sichern, die mit den geschaffenen Methoden der Führung, der zur Praxis gewordenen Stabskunst, vertraut sind. Sie, die Ergebnisse eines gefährlichen wirtschaftlichen Experiments, einer selbstbetätigten Selektion, wollen das Experiment mit anderen nicht wiederholen; sie richten den Blick nicht auf den Nachwuchs schlechthin, sondern auf den Nachwuchs ihrer

Nähe, ihres Kreises, ihrer Nachkommenschaft. Auf dem unpersönlichsten, demokratischsten Arbeitsfelde, dem der wirtschaftlichen Führung, wo jedes törichte Wort kompromittieren, jeder Mißerfolg stürzen kann, wo das souveräne Publikum einer Aktionärversammlung satzungsgemäß über Ernennung und Absetzung entscheidet, hat im Laufe eines Menschenalters sich eine Oligarchie gebildet, so geschlossen wie die des alten Venedig. Dreihundert Männer, von denen jeder jeden kennt, leiten die wirtschaftlichen Geschicke des Kontinents und suchen sich Nachfolger aus ihrer Umgebung. Die seltsamen Ursachen dieser seltsamen Erscheinung, die in das Dunkel der künftigen sozialen Entwicklung einen Schimmer wirft, stehen hier nicht zur Erwägung. Hier soll zunächst die Frage beantwortet werden, um wen es sich handelt: es handelt sich um den Nachwuchs städtischer Herkunft, normaler Bildung, bürgerlichen Standes, kurz, um die zweite oder dritte Generation der Erwerbenden und Leitenden.

II. Die junge Generation

Die bürgerliche Gesellschaft entstand um 1800, die großwirtschaftliche Gesellschaft um 1870, gleichzeitig mit der deutschen Großstadt. Wie eingeschränkt dem Adel gegenüber ein junger Bürgerssohn des achtzehnten Jahrhunderts sich fühlte, zeigt der schöne Brief im dritten Kapitel des fünften Buches des Wilhelm Meister. „Wenn der Edelmann im gemeinen Leben gar keine Grenzen kennt, wenn man aus ihm Könige oder königähnliche

Figuren erschaffen kann, so darf er überall mit einem stillen Bewußtsein vor seinesgleichen treten; er darf überall vorwärts dringen, anstatt daß dem Bürger nichts besser ansteht, als das reine, stille Gefühl der Grenzlinie, die ihm gezogen ist. Er darf nicht fragen: Was bist du? sondern nur: Was hast du? Welche Einsicht, welche Kenntnis, welche Fähigkeit, wieviel Vermögen? Wenn der Edelmann durch die Darstellung seiner Person alles gibt, so gibt der Bürger durch seine Persönlichkeit nichts und soll nichts geben. Jener darf und soll scheinen, dieser soll nur sein, und was er scheinen will, ist lächerlich und abgeschmackt. Jener soll tun und wirken, dieser soll leisten und schaffen; er soll einzelne Fähigkeiten ausbilden, um brauchbar zu werden, und es wird schon vorausgesetzt, daß in seinem Wesen keine Harmonie sei und sein dürfe, weil er, um sich auf eine Weise brauchbar zu machen, alles übrige vernachlässigen muß."

Diese Schranken sind gefallen; aber hundert Jahre später, noch um 1880, wagte der werdende Bürger nicht, sich menschlich frei und geistig bewußt zu fühlen. Der Krieg hatte alle Kränze dem Heere zugesprochen; Bismarck hatte den bürgerlichen Liberalismus besiegt und den Besiegten verächtlich gemacht; eine junge Generation verließ die Schule entweder konservativ, mit militärischen und gouvernementalen Aspirationen, oder von Phraseologien verärgert und sozial rebellisch. Das Zeitalter der Juristerei, der Korps- und Reserveambition hat Deutschland eine Generation gebildeter Intelligenz gekostet. Im Wirtschaftsleben wurde der Ausfall nicht empfunden,

denn gerade zu dieser Epoche traten die Konquistadoren des Aufschwunges auf die Bühne und mit ihnen Menschen aus anderen Sphären; in Politik und Verwaltung aber leiden wir heute aufs bitterste an den Folgen dieser Mißernte. Die Tradition des Wissens, der Hingabe und des Idealismus ist hier durchbrochen, und eine gewisse Bonhomie und Versatilität leistet uns keinen Ersatz.

Schwerer als die Generation von 1880 hat die heutige an ihrem Erbe zu tragen. Sie ist seit dem Bestehen der Welt die erste, die im mechanisierten Verkehrsgetriebe, im Getöse und Flimmer der Großstadt ohne Erstaunen erwachte und aufwuchs. Heute mag es schon Sprößlinge geben, die im Schlafwagen gezeugt, in der Narkose geboren, mit Sterilisatoren ernährt und in Automobilen gewiegt in die Welt der elektrischen Leitungen und Warenhäuser eintraten. Das Gesetz der Großstadt, das die Erinnerungsbilder verjagt, die Sinne blendet und betäubt und alles Erstaunen auslöscht, führt zum Skeptizismus, zur Müdigkeit und Neurose. Das Gesetz des Kontrastes, das die Generationen sondert, zwingt zur stillen und zähen Opposition der Söhne gegen die Väter. Haben diese den Geisteswert der Nation verachtet, eine werdende Kunst verschmäht und den Blick auf allzu nahe Höhen gerichtet, so rächen sich die Jungen durch Talente und Sensibilitäten. Es gibt heute im Berliner Tiergartenviertel kein Stockwerk, wo nicht junge Begabungen für Neuromantik, Innenkunst, latinisierendes Deutsch und kontrapunktische Tierstimmenimitation ihr Wesen

treiben. Sie werden Kunstgeschichte studieren, Antiken sammeln und Monographien schreiben, sobald sie das sechzehnte Lebensjahr erreicht haben.

Fin menschlich rührender Zug ist diesen Großstadtkindern eigen, sobald sie ihren Seelenzustand erkennen: eine Sehnsucht erwacht nach Natur, Innerlichkeit und Einheit. Doch es erwächst aus dieser Sehnsucht keine Gestaltung, weil Klarheit, Kraft und Begeisterung mangeln. Aus der Verneinung schlägt Rauch, aber keine Flamme.

So hat das tüchtige und warmblütige Geschlecht, dem wir die Erneuerung deutscher Kunst verdanken, fast alle seine Kräfte aus dem Lande gesogen, nicht aus den großen Städten. Zum Teil sind es die Achtziger-Rebellen, zum Teil heimgekehrte Ausgewanderte, zum Teil junggebliebene Alte. Was die neue Großstadt uns an Geisteswerten geschenkt hat, ist Kritik und Dekoration.

Hat es somit den Anschein, als wolle die städtische Jugend sich von den organisierenden Berufen abwenden, um ein individualistisches Leben zu führen, so darf ein gegenwirkendes Moment nicht verkannt werden. Seitdem sich gezeigt hat, welcher Macht das Großgewerbe im kapitalistischen Staate fähig ist; ja daß dieser mehr und mehr seine Politik, Wehrkraft und Wirtschaft der Industrie und dem Handel schuldig wird, seitdem hat sich das Haupt des Kaufmannes mit einer Art amerikanischer Aureole umkleidet. Konnte vorzeiten der Beamte und Soldat durch ein leises Gefühl geminderter Achtung sich gegen die Ausstrahlung der Kaufmannsschätze panzern, so muß er heute

seiner Löhnung besseres Teil, das Vorrecht der Auszeichnungen und Ehren, durch unzünftigen Wettbewerb entwertet sehen. Seine Unzufriedenheit verleiht dem Reichtum neuen Glanz und führt bisweilen zu einer Überschätzung des Amerikanismus, der Geschäftskunst und ihrer Praktiken.

Je weiter sich nun die neue Bewertung auf alles Kaufmännische erstreckt, um desto williger wird die Jugend die Vorurteile vergessen, die hie und da der Wahl dieses Berufes entgegenstanden. Die Zahl des Nachwuchses wird hiedurch gehoben werden; ob auch die Güte, bleibt abzuwarten.

III. Die Laufbahn

Man spricht viel von subalterner und höherer Tätigkeit, doch macht nicht jeder sich klar, was diese Begriffe bedeuten. Nehmen wir ein einfaches Beispiel: eine Maschinenfabrik, die eine auswärtige Verkaufsorganisation besitzt. Ein Bureauleiter sitzt seit fünf Jahren in Elberfeld. Er besucht seine Kundschaft, verkauft seine Maschinen und installiert sie, er kennt jeden Fabrikanten seines Bezirkes und weiß, wann dessen Bedarf eintritt, er schätzt die Kredite, die er geben kann, beobachtet den Geschäftsgang seiner Nachbarschaft und berichtet regelmäßig an das Hauptbureau in Köln oder Düsseldorf, wo auch die übrigen Berichte seiner rheinischen Kollegen zusammenlaufen. Er hofft, mit der Zeit selbst das Düsseldorfer Hauptbureau zu erhalten, er wird es

erhalten und damit einen größeren und besser bezahlten Tätigkeitskreis, der ihm die Übersicht über das gesamte Geschäft des Rheinlandes, soweit es seine Firma betrifft, gestattet. Er wird alsdann seine Berichte und Statistiken unmittelbar an die Zentrale, sagen wir in Leipzig, senden, wird über die Ursachen der Aufstiege und Rückgänge in seiner Provinz sich äußern, gelegentlich auch ein Personalurteil über die ihm unterstellten Ressorts abgeben und Anträge stellen. In Leipzig ist ein Mitglied der Direktion für die Verkaufsorganisation verantwortlich. Dieser Mann ist viel auf Reisen, denn er kann sich mit Berichten und Statistiken nicht begnügen; er kontrolliert nicht nur das deutsche Geschäft, sondern auch die Niederlassungen in Wien, Petersburg, Rom und Paris; er kennt die Gewohnheiten und Bedürfnisse dieser Länder, zum großen Teil ihre Sprache; er kennt seine Bureauchefs, ersetzt und ergänzt sie nach dem Urteil seiner Erfahrung und Menschenkenntnis; er verfolgt die handelspolitischen und wirtschaftlichen Vorgänge seiner Länder, sucht neue Absatzgebiete, studiert die Geschäftsmittel und Konstruktionen seiner Konkurrenten, schließt Freundschaften und Bündnisse mit nachbarstaatlichen Industriellen und Finanzleuten und berichtet der Direktionskonferenz oder dem Generaldirektor über die Ergebnisse seiner Tätigkeit und wichtige Einzelfälle. Bei der Generaldirektion laufen alle Nerven des Geschäfts in einem Punkt zusammen. Neben der Verkaufsorganisation, von der wir eben sprachen, mündet die Organisation des Einkaufs. Weiterhin überblickt man die

Fabriken und die affiliierten Unternehmungen, ferner die Geldwirtschaft des gesamten Geschäfts, seine Beziehungen zu Banken und Behörden, seine Gesamtpolitik hinsichtlich der Kartellierungen, der Finanzierung, der Expansion. Die Sprache, die im Elberfelder Bureau gesprochen wird, ist von der des Leipziger Konferenzzimmers verschieden. Dort handelt es sich um Liefertermine, Umdrehungszahlen, Montagekosten, fehlende Ventile, lauter technische und schwer verständliche Dinge, hier spricht man über die Fähigkeit der Menschen, über politische Vorgänge, geschäftliche Lage, Neubauten und Bilanzierungsfragen in leicht verständlicher, gelegentlich abgekürzter Sprache mit Erwägungen des gemeinen Menschenverstandes. Und da es hier tatsächlich nur auf klares und richtiges Denken ankommt, so wäre es an sich sehr wohl möglich, daß ein Mann von großem Talent, der allgemein zu disponieren verstände, auch ohne spezielle Schulung geschäftliche Führerstellen erfolgreich verwalten lernte, wie denn in parlamentarischen Staaten die Kabinettsportefeuilles wechselnden Politikern ohne eigentliche Ressortkenntnisse unbedenklich übertragen werden. Dennoch hat in der geschäftlichen Praxis die Berufung Außenstehender zur obersten Leitung fast stets versagt. Denn die Fragen des Menschenverstandes, um die es sich handelt, verlangen zur Beantwortung nicht bloße Logik — über die jeder verfügt — sondern vor allem Wissen, Kenntnis der Personen, der Gegenstände, Vorgänge und Analogien, kurz: Erfahrung. Geschäftliches Denken ist deswegen schwierig, weil es in der Abwägung

disparater Faktoren besteht: Personalien gegen Leistungen, Masseninstinkte gegen Warenqualitäten, technische Probleme gegen geographische, Markttendenzen gegen Kapitalinvestitionen müssen hier verglichen und ins Gleichgewicht gesetzt werden. Und wiederum der Erfahrenste und Klügste wird zu kurz kommen, wenn er, auf die allgemeine Betrachtung der Dinge sich verlassend, seine Entscheidungen trifft, deren leichteste bis in die Nervenspitzen seines Unternehmens vibriert, ohne daß er beständig durch Bericht und Augenschein bald hier, bald da bis ins einzelste das Funktionieren seiner Verwaltung verfolgt.

Wollte man nun den Elberfelder oder Düsseldorfer Bureauchef, einen fleißigen, tüchtigen, nicht unbegabten Mann, schlankweg an den Leipziger Direktionstisch versetzen, er müßte fast bei jeder Frage versagen, die man ihm vorlegte. Hier wird der Neubau einer Fabrik beantragt. Hier wird eine Beteiligung an einem fremden Unternehmen angeboten. Hier wird die Beschickung von drei Ausstellungen verlangt. Hier ist ein Oberbeamter zu ersetzen. Hier wird ein neues Verfahren angeboten. Hier wird der Mißerfolg eines Geschäftszweiges statistisch erwiesen. Dies ist die Arbeit eines Vormittags. Für Gutachten ist keine Zeit. Entscheidungen werden verlangt. Jeder Fehler führt zu ernsten Folgen. Was soll geschehen?

Ich habe versucht, einige Kontraste der subalternen und der höheren Laufbahn aufzuzeigen. Eines scheint daraus hervorzugehen: Der Subalterne ist nicht leicht zu verpflanzen, zumal wenn er sich den Vierzigern nähert, die Gewohn-

heiten eines Hausvaters angenommen hat und es liebt, sich auf Routine zu stützen. Wenn nun aber auch, wie es die Erfahrung zeigt, der Außenstehende, der gewesene Ministerialbeamte oder Jurist, versagt — wie ist alsdann theoretisch überhaupt Nachwuchs möglich?

Er ist möglich, und zwar durch eine Selektionsmethode, eine neue Laufbahn nach Art der militärischen. Angenommen, ein industrieller Leiter entschlösse sich, für ein bestimmtes schwieriges Ressort der technischen oder kaufmännischen Verwaltung die Stellen ausnahmslos nach eigener, sorgfältiger Wahl zu besetzen, indem er sich die besten Hochschüler, die tüchtigsten und bestempfohlenen jungen Kaufleute zu sichern sucht. Er müßte dann dies Musterpersonal dauernd Mann für Mann im Auge behalten, auf die Entwicklung eines jeden achten, Minderwertige rücksichtslos beseitigen und durch Fähigere ersetzen. Bietet sich nun eine bedeutendere Einzelaufgabe, so muß der Leiter das Herz haben, sie dem tüchtigsten dieser Leute, trotz seiner Jugend, anzuvertrauen. Ist dies mit gesundem Urteil und Menschenkenntnis geschehen, so wird der Chef mit freudigem Erstaunen wahrnehmen, mit welcher Begeisterung die Aufgabe ergriffen, mit welchen neuentwickelten Fähigkeiten sie über Erwarten durchgeführt wird. Über Erwarten: denn bei uns in Deutschland, im Lande der Dichter, wird nichts so freventlich unterschätzt wie der Enthusiasmus und die Kraft der Jugend. Verglichen mit Amerika, wird Deutschland von Greisen verwaltet und regiert.

Hat nun der Junge seine Probe bestanden, so ist ei Avantageur geworden. Er muß neue Ressorts durchlaufen, neue Aufgaben erfüllen und als Assistent des Direktors zurückkehren. Alsbald werden größere Missionen, ja die Besetzung selbständiger Positionen notwendig werden, und nun muß der Direktor zum zweitenmal zu schwerem Entschluß sich ein Herz fassen: er muß den frisch eingearbeiteten und doch schon liebgewordenen Assistenten weggeben, um ihn als wirklichen Nachwuchs verantwortlicher Tätigkeit verfügbar zu machen, und selbst das mühsame Spiel von neuem beginnen.

Daß dieser Weg zum Ziele führt, kann ich und manche meiner früheren Gehilfen mit mir, aus Erfahrung behaupten. Denn wenn etwas aus meiner industriellen Tätigkeit übrig Gebliebenes mich befriedigen kann, so sind es die Karrieren, die von meinen Bureaus und Werkstätten aus gemacht worden sind.

So ist die Frage des Nachwuchses zum großen Teil eine Frage der Verwaltung. Sie ist unlösbar, wenn ein Chef es liebt, sich mit lange eingearbeiteten, stark abhängigen Personen zu umgeben, wenn er nicht die ethischen Eigenschaften besitzt, um frische und lebendige Kräfte an sich zu ketten, oder wenn er eine einseitige, ökonomisch überholte Geschäftskunst betreibt, für deren Erlernung die Zeit keine Handhabe mehr bietet.

Durchaus begreiflich muß jedoch der Wunsch des Leitenden erscheinen, die Avantageurlaufbahn vorzugsweise den jüngeren Kräften seines

eigenen Kreises zu übertragen, und diese Erwägung bestimmt mich, noch einmal zur Betrachtung der neueren Generationen zurückzukehren.

IV. Beruf und Ideal

Wie in den Zeiten zünftigen Handwerks ist noch heute in einigen Ländern der Erwerbsberuf erblich, nämlich da, wo alte Privatindustrie sich behaupten konnte, so in England, Belgien und der Schweiz. Der erbliche Beruf war von einer Idee getragen: Erhaltung väterlicher Arbeit, Art, Würde und Gesinnung. Die Entwicklung zum Großkapitalismus hat bei uns dies Ideal zerbrochen: der Sohn des Aktiendirektors weiß, daß ihm aus doppeltem Grunde der Eintritt in das Konkurrenzgeschäft verschlossen ist, ohne daß er dadurch den Eintritt in das väterliche Geschäft gewinnt. Wendet er sich fremden Geschäftszweigen zu, so geschieht es nicht aus Drang des Herzens, sondern aus kühler Erwägung, sofern nicht ein neues Ideal ihn ergreift.

Solcher Ideale aber, die auf organisierende Berufe weisen, gibt es wenig, und so versteht es sich, daß feinere Naturen von einer Lebensaufgabe sich abwenden, die ihnen und anderen nur als Mittel zur Bereicherung erscheint. Diese materielle Auffassung herrscht vor; ja, es wurde bei uns vor nicht langer Zeit in großer Öffentlichkeit von einem smarten Praktiker das Wort gesprochen: nur wem der Drang zum Geldverdienen im Blute liegt, der taugt zum Kaufmann.

Dies schnöde Wort ist falsch. Ich behaupte,

daß noch niemals in der wirtschaftlichen Welt wahrhaft Großes geleistet worden ist von einem Menschen, dem der persönliche Erwerb wichtig oder die Hauptsache war. Ein großer Geschäftsmann strebt nach Verwirklichung seiner Gedanken, nach Macht und Verantwortung, und hierin liegt ein Ideal, solange die Macht und Sicherheit eines Landes, das sich auf Kapitalismus stützt, ein Ideal genannt werden kann. Sinkt diese Zeitauffassung einmal dahin, so sinkt auch das stärkste Ideal des Kaufmannsstandes und der materiellen Berufe: dann werden die Kräfte der Nationen, die heute wirtschaftliche Pionierarbeit leisten, mit Recht sich kontemplativerem Leben widmen dürfen.

Wenn aber heute die Ideale dieser Berufe verdunkelt werden, so geschieht es zumeist durch materielle Begehrlichkeit kleiner Geister, durch schamlose Schaustellung des Reichtums und durch die wirtschaftlichen Mängel eines Zeitalters, das leichten Erwerb nicht zu verhindern versteht und durch mangelhafte Züchtung des Nachwuchses die Überzahlung des Seltenheitswertes geeigneter Kräfte erzwingt.

Ratschläge

1. Man züchte nicht Serien von Großstadtgeschlechtern, sondern befördere den generationsweisen Austausch von Stadt und Land.

2. Man beobachte die Methode der Selektion, wie oben beschrieben.

3. Man lasse die Ideale des Wirtschaftslebens nicht verkommen.

STAAT UND JUDENTUM

EINE ZEITUNGSPOLEMIK

I.

Erwiderung auf einen Artikel des Herrn Geheimrat ***

Herr Geheimrat *** hat sich in freier und vornehmer Art über die Judenfrage geäußert. Er beginnt mit einer objektiven und weitgefaßten Analyse des jüdischen Geistes, kommt zu dem Schluß, daß eine Verschmelzung jüdischen Positivismus mit germanischer Transzendenz zu erstreben sei, und geht über zu den Ursachen der gegenwärtigen Absonderung.

Hier teilen sich unsere Wege zum ersten Male, denn *** erblickt den Inbegriff der trennenden Faktoren in der Synagoge.

Der heutige kultivierte Jude ist meines Erachtens weniger als irgend ein anderer zeitgenössischer Kulturträger vom Dogmatisch-Religiösen abhängig. Er betrachtet seinen Väterglauben — vielleicht mit Unrecht — als einen abgeklärten Deismus im Sinne der Philosophen des 18. Jahrhunderts, ist im mythologischen, historischen, exegetischen, dogmatischen, ja selbst im rituellen Bereich der alten Nationalreligion wenig bewandert, und tritt in der Regel nur anläßlich der sakramentalen Handlungen des Lebens in Berührung mit der Religionsgemeinschaft. Ein so lockeres Verhältnis schafft keine Absonderung; sonst müßte sie bei den weitaus

glaubenseifrigeren Katholiken fühlbarer sein als bei den Juden.

Die wahre Ursache der Trennung liegt in einer tiefen und alten Stammesabneigung.

Die Abneigung der Juden gegen die Germanen war in der Zeit der materiellen Bedrückung lebhaft, ja leidenschaftlich. Seit zwei bis drei Generationen — ich rede durchweg von kultivierten Juden — stirbt sie ab und weicht bei den jüngeren Geschlechtern einer rückhaltlosen Anerkennung der Nation, der sie den wertvollsten Teil ihrer Kulturgüter verdanken.

Auf christlich-deutscher Seite ist die Abneigung bis vor etwa zwei Jahrzehnten stark angewachsen, und zwar in gleichem Maße wie die Zahl, der Reichtum, der Einfluß, die Konkurrenz, das Selbstbewußtsein und die Schaustellung der Juden fühlbar wurde. Seit der letzten Antisemitenperiode scheint der deutsche Antagonismus stabil geblieben, vielleicht um eine Kleinigkeit rückgebildet zu sein.

Auf ein Erlöschen dieser Abneigung ist kaum zu hoffen, solange der Staat sie durch differenzierte Behandlung billigt, anpreist und rechtfertigt, und solange gewisse Stammeseigentümlichkeiten den jüdischen Deutschen seinem christlichen Landsmann erkennbar und verdächtig machen.

Es liegt nahe, den Juden anzuraten, durch eine energische Selbsterziehung, die schon seit einem Jahrhundert von vielen geübt wird, alle korrigiblen Seltsamkeiten zu beseitigen. Vor Jahren habe ich dies ausgesprochen in der Meinung, daß so die edelsten Gegenkräfte des Antisemitismus geweckt

und hiermit im eigentlichen Sinne Not zur Tugend werde. Doch habe ich mir nicht verhehlt, daß es hart ist, Opfer als Gegenleistung für Bedrückung zu verlangen, und daß dieses Volksopfer lange Zeitläufte zu seiner Erfüllung braucht.

*** stellt ein solches Verlangen nicht; er empfiehlt den Juden nichts weiter, als zum christlichen Glauben überzutreten.

Trotz falscher Diagnose könnte das Heilmittel nützen. Versuchen wir daher einmal, vorurteilsfrei festzustellen, was einem aufgeklärten Juden unserer Zeit die Taufe bedeutet.

Ich glaube, daß die vier Evangelien dem gebildeten Juden so vertraut sind wie dem gebildeten Christen, und habe niemals einen Juden getroffen, der die Ethik des Neuen Testaments abgelehnt hätte. Einzelne glauben sie im Alten Testament enthalten, andere erkennen rückhaltlos ihre Überlegenheit über alle uns bekannten Sittenlehren an. Die Transzendenz des Christentums: Erlösung durch Liebe ist eine dem Judentum sehr naheliegende Vorstellung, und die Göttlichkeit Christi im Sinne liberaler evangelischer Kirchenlehrer wird unter den Juden, die den Geist als Ausfluß der Gottheit fühlen, Bekenner finden.

Anders liegt es mit dem Bekenntnis der Taufe, dem Apostolikum. Ich weiß nicht, wie viele erwachsene evangelische Christen im Schoße ihrer Kirche verbleiben würden, wenn ihnen heute ein Modernisteneid im Sinne unbedingter Anerkennung des offiziellen Glaubensbekenntnisses zugeschoben würde. Für den Juden liegt der Fall schwieriger: je selbstverständlicher ihm die inneren Heilswahr-

heiten der christlichen Glaubenslehre erscheinen, desto entschiedener sieht er sich auf das eigentlich Trennende des Bekenntnisses, auf die dogmatisch-mythologischen Bestandteile als die eigentliche, zu überschreitende Grenzlinie hingewiesen, und es wird nicht leicht sein, seiner Empfindung vernehmbar zu machen, weshalb diese überwiegend nachevangelischen Sätze, wie die von der Himmel- und Höllenfahrt Christi, über seine und seiner Kinder Lebenslage entscheiden sollen.

Dieser Konflikt wird von der staatlichen Kirche empfunden und geflissentlich vertieft. Auf einer früheren Synodalversammlung wurde bei der Beratung der Bekenntnisfrage im Hinblick auf die Judenbekehrung offen ausgesprochen: es sei an der Zeit, die Türen zu schließen. Mit anderen Worten: es sei angezeigt, die Gewissenszweifel jüdischer Proselyten zu benutzen, um ihnen den Zugang zur Kirche zu verstellen. Wieweit diese Taktik mit dem Geist der Evangelien zu vereinen ist, habe ich nicht zu beurteilen.

Wiederholt hört man sagen, es gäbe evangelische Geistliche, die es mit dem Glaubensbekenntnis so streng nicht nähmen. Insbesondere erklären getaufte Judenchristen fast übereinstimmend, in ihrem Falle sei es besonders milde hergegangen. Auf diese Betrachtungsweise einzugehen, verlohnt nicht. Sie steht auf der gleichen Stufe wie etwa eine Entschuldigung wegen Zollschmuggels in dem Sinne, daß der verantwortliche Beamte es an Vorsicht habe fehlen lassen.

Bedeutsamer für das Verhältnis des zeitgenössischen deutschen Juden zur Taufe als die Frage des

Bekenntnisses ist ein zweites Moment. Jeder Staatsbürger weiß, daß mit der Zugehörigkeit zum Judentume nur bürgerliche Nachteile, mit Übertritt zum Christentume erhebliche Vorteile verknüpft sind.

Den Juden trifft ein sozialer Makel. In die Vereinigungen und den Verkehr des besseren christlichen Mittelstandes wird er nicht aufgenommen. Zahlreiche Geschäftsunternehmungen schließen ihn als Beamten aus. Die Universitätsprofessur ist ihm durch stille Vereinbarung versperrt, die Regierungs- und Militärlaufbahn, der höhere Richterstand durch offizielle Maßnahmen. In den Jugendjahren eines jeden deutschen Juden gibt es einen schmerzlichen Augenblick, an den er sich zeitlebens erinnert: wenn ihm zum ersten Male voll bewußt wird, daß er als Bürger zweiter Klasse in die Welt getreten ist, und daß keine Tüchtigkeit und kein Verdienst ihn aus dieser Lage befreien kann.

Gleichzeitig aber erfährt er, daß ein Glaubensakt, gleichviel ob innerlich gerechtfertigt oder äußerlich herbeigeführt, seine Abstammung zu verdunkeln, seinen Makel zu tilgen, seine bürgerlichen Nachteile zu beseitigen vermag.

Daß der generationsweise wiederkehrenden, täglich erneuten Versuchung, die dieser eigenartige Ausfluß unserer Staatsweisheit herbeiführt, ein relativ kleiner Prozentsatz der deutschen Juden erliegt, offenbart meines Erachtens die stärkste Qualität des modernen Judentums. Ich weiß, daß Menschen, die sich von ganzem Herzen zum Christentume hingezogen fühlen, auf die äußere

Zugehörigkeit verzichten, weil sie mit Belohnung verbunden ist. Diesem Verzicht liegt die Überzeugung zugrunde, daß ein ideeller Schritt seine Reinheit verlieren muß, wenn er zu materiellen Vorteilen führt; eine Erwägung, die nicht ganz zu der Vorstellung paßt, die man gemeinhin von der kühlen Berechnung des jüdischen Geistes sich bildet.

Die Forderung der Taufe enthält somit für den gebildeten und gewissenhaften Juden eine doppelt schwere Zumutung: sie legt ihm auf, ein altertümlich-dogmatisch gefaßtes Glaubensbekenntnis abzulegen, von dem er weiß, daß die Verlegenheiten, die es bereitet, zu seiner Beibehaltung beitragen; sie legt ihm ferner auf, sich als einen Menschen zu empfinden, der von der Aufgebung seines Väterglaubens geschäftlich oder sozial profitiert; und zu guter Letzt nötigt sie ihn, durch den Akt löblicher Unterwerfung sich einverstanden zu erklären mit der preußischen Judenpolitik, die nicht weniger bedeutet als die schwerste Kränkung, die ein Staat einer Bevölkerungsgruppe zuzufügen vermag. Denn man vergleiche alle Maßnahmen, die von der preußisch-deutschen Politik gegen Volksgruppen selbst in der Gegenwehr oder im Zorn ergriffen worden sind, gegen Polen, Welfen, Dänen, Elsässer: niemals hat man gewagt, eine dieser Gruppen in ausnahmsloser Gesamtheit sozial zu disqualifizieren.

In diesem Zusammenhange darf und muß es ausgesprochen werden: die der preußischen Judenpolitik zugrunde liegenden Vorstellungen sind rückständig, falsch, unzweckmäßig und unmoralisch,

Rückständig: denn alle Nationen westlicher Kultur haben diese Vorstellungen aufgegeben, ohne Schaden zu erleiden.

Falsch: denn Maßnahmen, die gegen eine Rasse gedacht sind, werden gegen eine Religionsgemeinschaft gerichtet.

Unzweckmäßig: denn an die Stelle der offenkundigen Verjudung, die bekämpft werden soll, tritt die latente, und zwar auf Grund einer üblen Selektion; gleichzeitig wird eine große, konservativ veranlagte Volksgruppe in die Opposition getrieben.

Unmoralisch: denn es werden Prämien auf Glaubenswechsel gesetzt und Konvertiten bevorzugt, während hunderttausend Staatsbürger, die nichts anderes begangen haben, als ihrem Gewissen und ihrer Überzeugung gefolgt zu sein, in ungesetzlicher Weise und durch kleine Mittel um ihre edelsten Bürgerrechte verkürzt werden.

Ich wage fast zu hoffen, daß Geheimrat *** mir hierin recht geben wird: wenn man die Wahl hat, eine ungesunde und unhaltbare Staatsraison zu beseitigen oder eine halbe Million Menschen zum Glaubenswechsel zu bewegen, so sollte man es zunächst einmal mit dem einfacheren Mittel versuchen.

Die deutschen Juden tragen einen erheblichen Teil unseres Wirtschaftslebens, einen unverhältnismäßigen Teil der Staatslasten und der freiwilligen Wohlfahrts- und Wohltätigkeitsaufwendungen auf ihren Schultern. Sie hätten die Mittel in der Hand, um eine unvernünftige Staatsräson in kürzester Zeit unmöglich zu machen. Daß

sie in weit überwiegender Zahl staatsfördernd gesinnt bleiben, beweist einen Gemütszug, der praktischem Christentum nicht unähnlich sieht.

Wie dem auch sei: die preußische Judenpolitik hat ihre Glanzzeit überschritten, die mit dem Kampfe Bismarcks gegen den Liberalismus zusammenfiel. Ein Industriestaat von der Bedeutung unseres Reiches bedarf aller seiner Kräfte, der geistigen und materiellen; er kann auf einen Faktor wie den des deutschen Judentums nicht verzichten. Noch ehe ein Jahrzehnt vergeht, wird der letzte Schritt zur Emanzipation der Juden geschehen sein.

Man kann nicht sagen, daß die deutschen Juden das erste Jahrhundert ihrer beginnenden Freiheit schlecht angewendet haben. Kulturell und materiell haben sie zum Wohl ihres Vaterlandes beigetragen. Ist der Makel sozialer Ungleichheit getilgt, so ist damit auch der offizielle Teil der Volksabneigung gegen die jüdischen Deutschen beseitigt und der Weg zum herzlichen Verständnis gebahnt. Undankbarkeit und Herzlosigkeit sind niemals Fehler der semitischen Rassen gewesen.

II.

Sendschreiben an Herrn von N.

Berlin, 28. Januar 1911

Sehr geehrter Herr!

Ihre Ausführungen haben mich deshalb interessiert und angezogen, weil sie in knapper, klarer und ehrlicher Sprache die normale Auffassung des preu-

ßischen Staatsbeamten, Offiziers und Standesherrn, somit des herrschenden Preußentums, darlegen. Dieses Preußentum liebe und bewundere ich als Preuße und als Mensch; das kann mich aber nicht hindern, es mit offenen Augen anzuschauen und rückhaltlos die Stimme zu erheben, wenn es mir zu irren oder zu fehlen scheint. Hierbei darf ich das Vorrecht ausreichender Unparteilichkeit, das ich Ihnen gern zugestehe, auch für mich beanspruchen. Vor einigen zwanzig Jahren hätte es mir Freude gemacht, Soldat bleiben zu dürfen; heute ist mein Alter und mein Tätigkeitskreis nicht mehr derart, daß der Wunsch nach staatlicher Fürsorge mich beunruhigen könnte.

Ihre Darlegung steht und fällt mit der Behauptung, daß der deutsche Jude anders geartet und in entscheidenden Eigenschaften weniger wert sei als sein autochthoner Landsmann, daß seine staatserhaltende Veranlagung und seine staatsfördernde Befähigung nicht zureiche. Die weiteren Voraussetzungen: daß ein gesitteter Staat berechtigt sei, ihm unbequem scheinende Elemente mit kleinen und unverfassungsmäßigen Mitteln zu bekämpfen, daß er „den Sack schlagen und den Esel meinen" dürfe, das heißt, eine Religionsgemeinschaft abwehren, um eine Blutsgemeinschaft fernzuhalten; daß er Gewissenskonflikte seiner Bürger schüren dürfe, indem er auf Glaubenswechsel Prämien setzt; daß er überzeugungstreu Gebliebene benachteiligen dürfe zugunsten mobilerer Elemente — diese Voraussetzungen, die mir durchaus nicht einwandsfrei erscheinen, treten gegen den ersten Satz in den Hintergrund.

Ich müßte demnach wohl den Nachweis zu erbringen suchen, daß die deutschen Juden nicht „in jeder Beziehung anders gestaltet", daß sie nicht, praktisch betrachtet, menschlich und staatlich minderwertig sind.

Ich verzichte darauf, diesen Beweis anzutreten. Nicht deshalb, weil es hart ist, daß jemand, dessen Vorfahren, Familie und Person sich seit Menschenaltern redlich bemüht haben, dem Lande zu nützen, seinen Bürgern Arbeit zu schaffen und seine Wirtschaft zu heben, sich gegen den Vorwurf wehren muß, minderwertiger Insasse zu sein. Ich bin der Kritik und Selbstkritik zugänglich und habe sie in der von Ihnen erwähnten Schrift geübt, indem ich den deutschen Juden minderer Kultur eine Reihe von äußeren Schwächen und Mängeln vorhielt.

Ich verzichte deshalb, weil die Ablenkung auf allgemeine Prinzipienfragen den Tod jeder realpolitischen Diskussion bedeutet.

Nur drei Bemerkungen zu der Minderwertigkeitsfrage seien mir im Vorübergehen gestattet.

Erstens. Meines Erachtens sollte niemals ein einzelner ein Verdammnisurteil über einen ganzen Kulturstamm aussprechen. Wie oft ist von Franzosen und Engländern über Deutsche, vom Deutschen über Franzosen und Engländer, über Polen, Russen, Österreicher, Italiener der Stab gebrochen worden. Solche allgemeinen Kritiken haben nicht den Wert politischer Urteile, denn sie sind getrübt durch die Begrenztheit der Erfahrung, durch persönliche Vorliebe und Abneigung, und häufig durch zufällige Erlebnisse. Den Juden gegenüber

wird das Urteil vorwiegend zum Identitätsurteil: denn in der Regel wird nur der unkultivierte Jude als Jude erkannt und getadelt.

Zweitens. Juden erscheinen als neuerungsliebend nur da, wo man sie schlecht behandelt, und das ist menschlich. Das Gegenteil wäre Charakterlosigkeit. In Ländern der Gleichberechtigung, in England, Frankreich, Italien, Amerika gehören sie zu den staatlich positivsten Elementen. Daß das Judentum überhaupt besteht, verdankt es dem strengsten Konservativismus, den die Geschichte kennt.

Drittens. Sie schätzen die Intelligenz der Juden. Ich teile Ihre Ansicht, daß Intelligenz erst in Verbindung mit ethischen Werten Bedeutung erhält. Mangelt es den Juden nun in so hohem Maße an ethischen Werten, daß sie deshalb zur Ausübung jeglicher staatlichen Autorität unmöglich wären, so müßte sich dies Manko wissenschaftlich, statistisch, geschichtlich fassen lassen. Polen, Slowenen, Rumänen, Serben, sie alle sind regierungsfähig: die Juden sind es nicht. Oder sind sie es am Ende doch? Verdankt nicht England seine Imperialpolitik einem Juden, dessen Standbild vor der Westminsterkirche steht? Haben nicht Frankreich, Italien, Rußland, Österreich und sogar Preußen ein paar ganz tüchtige Minister jüdischen Blutes gehabt? Im westlichen Auslande sind weit mehr Stammesdeutsche als Juden ansässig. Wie wäre es, wenn am Ende gar die Statistik der Regierenden zugunsten der Juden ausschlüge?

Aber genug hiervon. Ich weiß, daß Sätze von einer gewissen Allgemeinheit nicht widerleglich

sind, und will deshalb getrost für den Augenblick einmal annehmen, die Juden seien ethisch, politisch, sozial ein etwas minderwertiges Element, somit erheblich tiefer stehend als etwa die österreichischen Polen und Tschechen. Was bedeutet dies — um Ihrer wissenschaftlichen Anschauungsweise zu folgen — wissenschaftlich?

Zur Bekleidung eines höheren militärischen, richterlichen oder gouvernementalen Amtes in Preußen sind gewisse Vorbedingungen der Erziehung, der Bildung, des Charakters und des Physischen entscheidend. Nicht alle Preußen erfüllen diese Bedingungen. Nehmen wir also das Verhältnis der Regierungsfähigen auf 20 Prozent an, so können wir bei wissenschaftlicher Betrachtung nicht mehr tun, als das gleiche Verhältnis bei den Juden auf die Hälfte, also auf etwa 10 Prozent zu normieren. Was bestimmt nun die preußische Verwaltungspraxis dazu, diese 10 oder x-Prozent einfach zu ignorieren?

Ihre Ausführungen zeigen genügend Geschmack und Aufrichtigkeit, um zu erklären, weshalb Sie das landläufige Argument verschmäht haben: der jüdische Vorgesetzte hat keine Autorität. So viel Autorität wie der getaufte Jude darf der ungetaufte unter allen Umständen beanspruchen. Wäre es anders, so hieße dies: der Untergebene treibt Religionsverfolgung auf eigene Faust, und die Remedur hätte bei ihm zu beginnen.

Ein anderer Einwand wäre plausibler: der Prozentsatz der Verantwortungsfähigen unter den Juden ist gleich Null oder verschwindend klein. Hier kann ich mich auf kein besseres Gegenzeugnis

berufen als auf das der preußischen Regierung. Sie bestellt und befördert jährlich Dutzende von Juden, die durch die Taufe weder an Fähigkeit noch an Zuverlässigkeit gewonnen haben. Sie bekleidet diese Schützlinge mit aller ihr zustehenden Autorität, übernimmt die Verantwortung für ihre Amtshandlungen — und fährt nicht einmal schlecht dabei.

Dies führt mich zur Erledigung eines dritten Einwandes, desjenigen, den Sie zu dem Ihren gemacht haben: das Eindringen des jüdischen Geistes muß verhindert werden.

Gäbe es unter den kultivierten Juden einen solchen jüdischen Geist, so hätte er den mit Juden reichlich verschwägerten preußischen Adel und die mit getauften Juden stark durchsetzte Staatsbeamtenschaft längst ergriffen. Sie werden ebensowenig wie ich Klagen darüber gehört haben, daß durch Männer wie Simson, Friedberg, Friedenthal, Moßner die preußische Justiz, Verwaltung und Armee mit sogenanntem jüdischen Geist infiziert worden sei.

Die Tatsachen liegen einfach und mit klaren Worten gesagt wie folgt:

Die Regierung wehrt sich gegen das jüdische Element und schützt Unbrauchbarkeit der Juden vor. Die Religionsfrage spielt, wie sie selbst zugesteht, keine Rolle.

Nun hat sie aber nicht die Courage oder nicht die Findigkeit gehabt, sich der getauften Kategorie zu erwehren, und die Brauchbarkeit dieser Kategorie beweist a fortiori die Brauchbarkeit der ungetauften und somit die Unwahrhaftigkeit des Vorwandes.

In dem neulich veröffentlichten Aufsatz habe ich es vermieden, die letzten Ursachen dieser hilflos-brutalen politischen Tendenz zu erörtern, denn meine Ausführungen waren nicht gegen sie gerichtet, sondern gegen den etwas zu generellen Vorschlag des Herrn Geheimrats ***: alle Juden möchten sich taufen. Da Sie, verehrter Herr v. N., den Regierungsmaßnahmen meines Erachtens unzutreffende, ideelle Motivierungen unterstellen, so muß ich erwidern, daß die wahren Ursachen lediglich in der Furcht der in Preußen herrschenden Klasse vor Konkurrenz zu finden sind.

Die Judenpolitik ist nichts weiter als der letzte Ausdruck der gegen Unzünftige gerichteten Interessenpolitik der beiden dominierenden Kasten. Sie selbst sagen mit dankenswerter Offenheit: „Unsere Familien haben den preußischen Staat geschaffen, wir arbeiten seit zweihundert Jahren daran, wir sollen nun Ihnen eine führende Hand an der Staatsmaschine lassen?“

Ich antworte Ihnen darauf offen und ohne eine Spur von Ironie: Dies ist das einzige Argument, das sich hören läßt, für das ich ein gutes Quantum Sympathie hege, und das einer Verständigung zugrunde gelegt werden kann. Es ist richtig, daß der preußische Adel das leider absterbende alte Preußentum geschaffen hat, es ist richtig, daß er einen prächtigen, zum Regieren im älteren Sinne überaus geeigneten Stamm bildet, es ist hart, daß er seine hundertjährigen Prärogativen, mit wem es auch sei, teilen soll.

Begnügen Sie sich mit diesem starken Argument, das zum Verständnis und zum Herzen spricht, und

bedecken Sie es nicht mit dem Mantel einer Stammeskritik, die bei Einzelnen auf Grund singulärer Erlebnisse und begrenzter Erfahrung echt sein mag, die aber im Angesicht von tausend persönlichen Freundschaften und Ehebündnissen zerflattert. Denn trotz mancher Schwächen, die Grandseigneurs und Parvenus sich wechselweise vorzuwerfen haben, vertragen Adel und Judenschaft sich gar nicht so schlecht, und die Ägis der Stammesfeindschaft wird vorwiegend nur dann geschüttelt, wenn Interessen aufeinanderplatzen.

Sagen Sie uns offen und ehrlich: wir fürchten eure Konkurrenz; bekämpfen Sie uns, wenn Sie wollen, aber mit ritterlichen Waffen. Beschimpfen Sie uns nicht. Nicht Sie blicken in unsere Herzen, und es ist das härteste, was der Mensch dem Menschen zurufen kann, wenn er sagt: Dein Blut, deine Seele, deine Gesinnung hat keinen Teil an unserer Gemeinschaft, du bist und bleibst anders geartet, unedel, fremd.

Den Kampf aber werden Verhältnisse entscheiden, nicht Menschen. Eine unaufrichtige und unsittliche Politik kann keinen Bestand haben, die preußische Judenpolitik aber wird noch früher an ihrer Unzweckmäßigkeit scheitern als an ihrer Ungerechtigkeit.

Hier muß ich nochmals auf Ihr Wort zurückgreifen: „Unsere Familien haben den preußischen Staat geschaffen."

Als Ihre Familien den Staat schufen, da trugen sie ihn auch, denn der Staat war ein Agrarstaat, und sie besaßen den Grund und Boden. Heute tragen sie ihn nicht mehr, denn Preußen sowohl

wie das Reich sind Industriestaaten geworden; die Landwirtschaft kann die achtmalhunderttausend Deutschen, die jährlich geboren werden, weder beschäftigen noch ernähren. Noch weniger kann sie die Lasten erschwingen, die Staat und Reich zu ihrer Erhaltung und Verteidigung bedürfen.

Wert und Bedeutung der Landwirtschaft lasse ich unangetastet. Sie aber werden nicht leugnen können, daß Handel und Industrie, die entscheidenden Faktoren unserer Wirtschaft, auf dem Bürgertum, und nicht zum mindesten dem jüdischen Bürgertum beruhen. Und deshalb können Sie den Elementen, die die Wirtschaft erhalten, auf die Dauer nicht die Mitwirkung an der Verwaltung versagen.

Regieren ist heute nicht mehr dasselbe, was es vor hundert Jahren war. Es ist nicht mehr patriarchalisches Verwalten anvertrauter Menschen und Dinge. Regieren heißt heute: führen und Initiative ergreifen; diese Initiative muß ethisch und ideell, sie muß aber auch geschäftlich sein.

Gleichzeitig ist die Kriegführung zur Technik geworden. Sie beruht nicht mehr allein auf Mannszucht und Bravour; Erfindungsgabe und Initiative geben den Siegen der neueren Zeit eine intellektuelle Färbung.

Die bewährten Stärken unserer beiden regierenden Kasten, des erblichen Beamtentums und des Adels, sind Treue, Disziplin und Tradition. Ob diese Geschlechter auf der ganzen Linie einzuschwenken und den neuen Aufgaben gegenüber Front zu machen vermögen, ist mehr als zweifelhaft, denn Tradition und Initiative

schließen bis zu einem gewissen Grade einander aus. Bei Aufgaben vorwiegend geschäftlichen Charakters, welche aus kolonialen, auswärtigen und finanziellen Problemen sich ergeben, hat die preußische Verwaltungstradition schon mehrfach versagt.

Ein Volk von fünfundsechzig Millionen Menschen kann verlangen, daß die führenden Stellen im Staatswesen von allerersten Talenten, die verantwortlichen Stellen von befähigten Spezialisten besetzt werden.

Tausend herrschende Familien können selbst bei hoher und spezialisierter Begabung weder zahlenmäßig noch qualitativ den gewaltig gesteigerten Verbrauch an Verwaltungskräften decken. Kein gerecht denkender Mensch wird diesen Familien ihre Verdienste zu schmälern, ihre entschiedene Mitwirkung bei den höchsten Staatsaufgaben zu beseitigen wünschen. Wollen sie aber dauernd die Staatsmaschine monopolisieren, so werden die Verhältnisse sich stärker erweisen und diejenigen Remeduren eintreten lassen, die den allzu renitenten Konservativismus Preußens schon mehrmals, wenn auch in hartem Anstoß, zurechtgerückt haben, und die man demgemäß sehr wohl als Fügungen bezeichnen durfte.

Deshalb bleibe ich bei meiner Überzeugung und Zuversicht: der Staat kann auf keine seiner intellektuellen und moralischen Kräfte verzichten; er muß und wird dem Bürgertum im weitesten Sinne, und somit auch den Juden, die Mitwirkung an den gemeinsamen Arbeiten zugunsten des Staatswohls gewähren, und dies in kürzerer Zeit,

als die Beteiligten annehmen. Erkannte Notwendigkeiten schreiten rasch zur Erfüllung; jetzt ist der Zeitpunkt, sie auszusprechen.

Mit vorzüglicher Hochachtung begrüße ich Sie

Ihr sehr ergebener

W. R.

III.

Erwiderung auf das Schreiben eines befreundeten Grundbesitzers

Ich war etwas erstaunt, das populäre Argument des „Staates im Staat" von meinem Freunde aufgenommen zu sehen; denn er selbst blickt auf seiner und seiner Gemahlin Seite auf zwei stattliche Reihen jüdischer Vorfahren zurück, deren nationale Gesinnung bekannt ist. Gleichviel. Sehen wir einmal zu, was die Lehre von der Internationalität der Juden bedeutet.

Schwerlich gibt es heute noch einen ernsten Beurteiler, der behauptet, im Kriegsfall möchten sich die deutschen Juden auf die Seite des Feindes stellen. Ebensowenig habe ich je den Vorwurf gehört, sie hätten gelegentlich in Friedenszeiten mit einer auswärtigen Macht zu liebäugeln oder zu konspirieren gesucht, um Deutschlands Stellung oder Politik zu erschüttern.

Die Sinnlosigkeit der antinationalen Unterstellung wird doppelt evident, wenn man die unvorsichtigen Vergleiche mit Polen, Elsässern und Dänen prüft, denn diese Vergleiche enthüllen sich als Gegenbeweise. Polen, Elsässer und

Dänen blicken auf außerdeutsche politische Zentren; die Polen auf ihr altes autonomes Königreich, die Elsässer auf Frankreich, die Dänen auf Dänemark. Wollte man unter den Juden selbst den kleinen Prozentsatz der Zionisten ernsthaft politisch fassen, so könnte man nur sagen, daß es sich um ein Auswanderungsideal handelt. Eine Absplitterung deutscher Landesteile zugunsten eines jerusalemitischen Staates hat wohl noch niemand befürwortet oder befürchtet. Es bleibt also für die überwiegende Mehrzahl der Juden die Tatsache notorisch, daß sie außerhalb des Reiches kein politisches Zentrum oder Ideal kennen, während die deutschen Katholiken, deren Nationalitätsgefühl kaum angezweifelt werden dürfte, jenseits der Alpen ein anerkanntes religiöses Zentrum verehren, das sich politisch durchaus nicht immer indifferent verhält.

Während man nun ganz mit Recht Polen, Elsässer und Dänen als gutgläubig national so lange anerkennt, bis sie selbst den Gegenbeweis erbringen, hat man sich in aller Ruhe daran gewöhnt, die Juden ohne die Spur eines Anhalts des Antinationalismus zu beschuldigen und ihnen den Rechtfertigungsbeweis zuzuschieben; ja man geht, wie die Ausführungen meines Freundes zeigen, noch weiter und hält den durch bürgerliche Minderung bestraften Unverdächtigen drohend das Beispiel der verdächtigen und unbestraften Fremdnationalen entgegen.

Der Jude soll durch die Taufe den Nachweis der Loslösung erbringen; — — Loslösung wovon? Von seiner Familie? Seiner Religion? Nein: von

seiner Nation. Wo liegt diese? Gewerbsmäßige Antisemiten haben den Humor, zu antworten: in der Alliance Israélite; indem sie nämlich eine wenig bekannte internationale Wohltätigkeitsanstalt mit den Schrecken des Freimaurertums staffieren. Was würden wohl die deutschen Katholiken antworten, wenn man von ihnen verlangte, sie möchten durch Übertritt zur evangelischen Kirche den Nachweis ihrer Loslösung von ausländischen Religionsorganisationen erbringen?

Ich will meinen Widerpart nicht dialektisch widerlegen, sondern mich mit ihm verständigen. Deshalb komme ich ihm einen Schritt entgegen und nehme an, er habe folgendes gemeint: die Juden stellen die Einheit der Abkunft, die Einheit der Religion und der Familie über die nationale Einheit; sie sind daher schlechte Staatsbürger.

Der erste Teil des Satzes, den ich auf Grund meiner Erfahrung bei kultivierten Juden aufs entschiedenste bestreite, läßt sich weder für diesen, noch für irgendeinen anderen Volksteil beweisen oder widerlegen, abgesehen davon, daß es eine unwürdige Zwecklosigkeit ist, seinem Mitmenschen in die tiefsten Falten seines Gewissens nachzuspüren. Politisch entscheidend ist der zweite Teil: sind die Juden schlechte Staatsbürger. oder sind sie es nicht?

Da ist zunächst daran zu erinnern, daß wir nicht mehr im Zeitalter der Gefühlsbehauptungen, sondern in einer wissenschaftlich forschenden Epoche leben. Die exaltierte Beschuldigung der Brunnenvergiftung und Hostienschändung führt heute nicht mehr Tausende zur Folter und zum Tode.

Wir haben die Möglichkeit, Massenbeschuldigungen experimentell zu prüfen. Wo ist nun das Material politischer oder kriminaler Statistik, das auch nur den Verdacht schlechter Staatsbürgerschaft bei den Juden rechtfertigt? Können fünfmalhunderttausend leicht erkennbare, statistisch kontrollierte, scharf beobachtete Menschen ein nationales Delikt so heimlich verbergen, daß kein Reagens sich trübt und kein Zeiger ausschlägt? Und hat man das Recht, in einem wissenschaftlich genannten Zeitalter so unbewiesene, ja negativ widerlegte Massenbehauptungen zur Grundlage einer Politik zu machen?

Weiter. Die deutsche Judenschaft ist in Handel und Wandel, in Besitz und Kultur so eng an das Wohlergehen der deutschen Länder und des Deutschen Reichs geknüpft, daß kaum ein anderer Teil des Volkes in gleichem Maße leiden würde, wenn die politische Macht Deutschlands sich senkte. Viele der kultivierten Länder bieten den Juden bessere wirtschaftliche Aussichten als Deutschland, fast alle bieten ihnen größere Rechte. Wenn sie dennoch ihre wirtschaftliche und kulturelle Existenz an das Land ihrer Heimat gekettet haben: ist es dann wahrscheinlich, daß sie dem Geschick dieses Landes gleichgültig oder übelwollend gegenüberstehen?

Aber genug der negativen Beweise. Was ist denn eigentlich nationale Gesinnung und Betätigung? Besteht sie lediglich in devoten Tiraden oder aggressiven Liedern? Dann gebe ich die der Juden gerne preis. Oder besteht sie in liebevoller und hingebender, aufopfernder und freier Kultur-

arbeit zu Ehren und zum Segen des angestammten Landes? Dann möge der aufstehen, der vor Gott und Gewissen behaupten kann, daß die deutschen Juden ihr Maß von Kulturarbeit nicht ehrlich und reichlich erfüllt haben, daß sie nicht mehr zu Deutschlands Hoheit, Glück und Ehre beigetragen haben als alle berufsmäßigen Antisemiten zusammengenommen. In diesem Zusammenhang ziemt es kaum und beschämt es fast, vom Materiellen zu reden. Dennoch sei die Frage gestellt: was geschähe wohl, wenn die armselige halbe Million deutscher Juden einmal zehn Jahre lang die Mittel, die sie den Zwecken der allgemeinen Wohlfahrt, den Aufgaben der Forschung und den Werken der Kunst zuwenden, bis zum Eintritt besserer Zeiten thesaurieren wollten? Manches wohltätige Werk bliebe ungeschehen, manches Problem ungelöst — und die deutsche Kunst, so sagen mir einige ihrer hervorragenden Vertreter, könnte auswandern.

Soviel von nationaler Gesinnung. Doch da ich im Zuge bin, möchte ich noch das Argument eines von mir hochgeschätzten Staatsbeamten erwähnen, das mir der Beachtung wert schien. Er sagte: „Ja, wenn wir die Juden zulassen — — wo sollen wir die Grenze finden?"

Das, meine Herren, ist Ihre Sache. Stellen Sie hohe Anforderungen. Scheiden Sie unerbittlich jeden aus, dessen Herkunft, Erziehung, Gesinnung, Talent oder Charakter Ihnen den mindesten Zweifel läßt. Überwachen Sie die Ausgewählten mit doppelter Strenge. Und wenn das Material, das Ihrer gewissenhaften Prüfung standhält, noch immer Ihnen zu umfangreich erscheinen sollte: —

dann freilich haben Sie recht gehabt, wenn Sie bei dem notorischen Überfluß an Talenten in allen Verwaltungszweigen bisher eine so rigorose Enthaltsamkeit übten.

Zum Schluß möchte ich neben meinen Gegnern und Fürsprechern auch der Zahl derer herzlich danken, die mir versicherten, meinen Ausführungen könne man wohl beistimmen, an eine Änderung der bestehenden Dinge könne jedoch in absehbarer Zeit nicht wohl gedacht werden. Gewiß, so scheint es. Aber bedenken Sie wohl: wenn heute im Land und Reich die Dinge anders lägen, die Vollberechtigung der Juden durchgeführt wäre, wie in England, Frankreich, Italien, wer würde ihre Aufhebung beantragen? Wer würde von solchem Antrag Erfolg erwarten?

Auf der Gewalt der Trägheit beruhen heute diese Dinge, nicht auf Sinn und Recht, Not oder Gesetz. Deshalb kann trotz Lauheit, Schwäche, Indolenz und Übelwollen die Minderung des Rechts und die Beugung des Gesetzes keinen Bestand haben. Und wenn wohlwollende Anhänger der Gewohnheit mich mit der Stabilität des Herkömmlichen vertrösten, so antworte ich ihnen im Vertrauen auf eine immanente Gerechtigkeit: Das Herkömmliche an sich kann sich noch lange halten, auch wenn es schon seinen Sinn verloren hat; jedoch nicht mehr, wenn es zum Unrecht geworden ist. Wer es als Unrecht erkannt hat und dennoch stützt, der macht sich zum Mitschuldigen.

Von den Juden erhoffe ich, daß sie auch während der Dauer ihres Minderrechts unablässig an ihrer Selbsterziehung arbeiten, in allen guten Tugenden

mit ihren christlichen Landsleuten wetteifern und in verdoppelter Liebe ihrem Lande dienen. Ihres guten, wohlerworbenen und ungesetzlich verkümmerten Rechtes mögen sie gedenken, nicht in Groll, aber in Zuversicht. Gott wird's richten.

IV.

Schlußbemerkung

Eine unpolemische, aber persönliche Bemerkung mag diese Kontroverse aufklärend beschließen.

Ich kämpfe nicht für den jüdischen Reserveleutnant.

Ich bedaure auch nicht den Juden, der sich staatliche Verantwortung wünscht und sie nicht erhält. Wer Verantwortung sucht, der hat sie; vor sich, vor Menschen, vor Gott. Wer Einlaß erbittend sich an Stellen begibt, wo man ihn nicht haben will, tut mir leid; ich kann ihm nicht helfen.

Ich kämpfe gegen das Unrecht, das in Deutschland geschieht, denn ich sehe Schatten aufsteigen, wohin ich mich wende. Ich sehe sie, wenn ich abends durch die gellenden Straßen von Berlin gehe; wenn ich die Insolenz unseres wahnsinnig gewordenen Reichtums erblicke; wenn ich die Nichtigkeit kraftstrotzender Worte vernehme oder von pseudogermanischer Exklusivität berichten höre, die vor Zeitungsartikeln und Hofdamenaperçus zusammenzuckt. Eine Zeit ist nicht deshalb sorgenlos, weil der Leutnant strahlt und der Attaché voll Hoffnung ist. Seit Jahrzehnten hat Deutschland keine ernstere Periode durchlebt als

diese; das stärkste aber, was in solchen Zeiten geschehen kann, ist: das Unrecht abtun.

Das Unrecht, das gegen das deutsche Judentum und teilweise gegen das deutsche Bürgertum geschieht, ist nicht das größte, aber es ist auch eines. Deshalb mußte es ausgesprochen werden. Das beste aber wird sein, wenn jeder von uns in sein menschliches, soziales und bürgerliches Gewissen hinabsteigt und Unrecht abtut, wo er es findet.

PROMEMORIA BETREFFEND DIE BEGRÜNDUNG EINER KÖNIGLICH PREUSSISCHEN GESELLSCHAFT*)

Überreicht am 14. März 1910

I.

So berechtigt der Wunsch erscheinen mag, im Staatswesen das Zentralorgan zu erblicken, das dem gesamten Fühlen und Wollen des Volkes Ausdruck und Verkörperung schafft, so darf nicht verkannt werden, daß die konstitutionellen Organisationen in ihrer heutigen Form wichtige Teile dieser Aufgabe ungelöst lassen.

Die Werke, die uns vergangene Völker und Geschlechter als sichtbare Manifestationen ihres geistigen Lebens hinterlassen haben, die Bauten Asiens und Ägyptens, die Tempel und Skulpturen Griechenlands, die Monumente, Paläste und Kirchen Roms, die Staatsgebäude Venedigs, die Dome und Schlösser Frankreichs und Deutschlands — fast ausnahmslos verdanken sie ihre Existenz monarchischem, aristokratischem und hierarchischem Willen. Was konstitutionelle und republikanische Gemeinschaften diesen Denkmälern zur Seite gesetzt haben, ist geringfügig und mehr auf dem Boden der Nützlichkeit und des Bedürfnisses als

*) Ein Jahr vor der Überreichung des Promemoria waren die leitenden Gedanken den maßgeblichen Persönlichkeiten mündlich vorgetragen worden. Die Gesellschaft trat in weniger universeller Form und leider mit wesentlicher Beschränkung des Umfanges und Arbeitsgebietes ins Leben. Sie führt den Namen „Kaiser Wilhelm Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften".

der Idee erwachsen. Fast wird man geneigt zu glauben, daß das geistige Leben unserer Zeit nur noch in Einrichtungen des Verkehrs, der mechanischen Produktion, der Verteidigung und Verwaltung einen sichtbaren Ausdruck seiner gewaltigen Aktivität sich zu schaffen vermöge.

Warum können die Staatswesen der Neuzeit den Aufgaben der Verkörperung ideeller Mächte nicht mehr voll genügen? Das Wesen solcher Aufgaben bringt es mit sich, daß sie überschwänglich und enthusiastisch erscheinen, wo sie die Kunst betreffen, daß sie abstrakt und weltfremd bleiben, wo sie der Wissenschaft angehören. Eine Mehrheit, die über Mittel der Gemeinschaft verfügt, wird auf dem Wege der geschäftsmäßigen Behandlung, wenn sie wohlmeinend ist, sich einer wohlbegründeten Nützlichkeit nicht verschließen; wohl aber wird sie jeder ausgesprochenen Idealität und Abstraktion, jeder fernsichtigen Zukunftssorge, jeder Überschreitung des notwendigen Maßes abhold sein, und im allgemeinen schon durch den natürlichen Ausgleich der entgegengesetzten Meinungen sich gezwungen sehen, den Weg des Mittels, des Mittelmaßes, zuweilen wohl auch der Mittelmäßigkeit einzuschlagen. Ein Bau, wie der des Kolosseums, der Peterskirche, ein Projekt wie das der Nobelstiftung, des lenkbaren Luftschiffs, des Bayreuther Festspielhauses, wäre von keiner Verwaltungsmehrheit gebilligt worden. Wollte man einwenden, daß vom Standpunkt der mechanischen Nützlichkeit ein Volk säkularer Werke nicht bedarf, so könnte, falls diese enge Betrachtungsweise überhaupt zugelassen werden soll, erwidert werden,

daß bei gegebenen physischen und ethischen Vorbedingungen die wissenschaftliche Vertiefung eines Volkes über seine politische Macht entscheidet, und daß die sichtbaren Werke des höchsten Idealismus in gemeinstem Sinne als eine Quelle des Reichtums angesehen werden können. Paris wäre nicht die begehrteste Fremdenstadt der Welt ohne seine Architekturen; und die bedeutende Rente, die Italien von den Besuchern aller Länder bezieht, wäre nicht möglich ohne die Aufwendungen des römischen Senats, der Päpste und der fürstlichen Geschlechter der Renaissance.

Wendet sich nun angesichts dieser Unzulänglichkeit der Blick erwartend zum Monarchen, so wird es fühlbar, daß dieser über die Mittel des Staates nicht mehr frei verfügt. Große Aufgaben sind noch in unserer Zeit aus souveränen Vermögen bestritten worden, doch gehen die Forderungen eines ganzen Landes auch über königliches Maß hinaus. In allen Fällen wird es einem Souverän gelingen, für ein Werk, dem er seine eigene hohe Sanktion verleiht, Opferwilligkeit im Volke zu erwecken und so die Insuffizienz der öffentlichen Einrichtungen auszugleichen; doch nicht ein jedes Werk, das vom Herrscher Hilfe zu erhoffen berechtigt ist, darf beanspruchen, daß er sich dafür mit seiner Person einsetze.

An dieser Stelle darf eine nicht leicht zu behandelnde psychologische Frage nicht unerörtert bleiben. Der Wert und das Wesen einer schönen und opferwilligen Handlung liegt darin, daß sie um ihrer selbst willen, nicht im Hinblick auf einen außerhalb stehenden Zweck oder Erfolg geschieht.

Indessen wird der Kenner menschlicher Dinge nicht hart darüber urteilen, wenn in Ländern, die eine staatliche Anerkennung öffentlicher Verdienste pflegen, eine nicht geringe Zahl sonst sachlich empfindender Menschen sich bedrückt fühlt, wenn eine Leistung, die als wünschenswert betrachtet und von ihnen gern und freiwillig erfüllt wurde, im Gegensatz zu pflichtmäßigen aber immateriellen Verdiensten, ohne äußeres Zeichen öffentlicher Anerkennung von der Gemeinschaft hingenommen wird. So ist denn auch der Deutsche, in seiner Neigung den eigenen Wert gering anzuschlagen, gern bereit, die offizielle Anerkennung über sein eigenes Urteil zu stellen, woher denn auch teilweise der oft verspottete Hang zu Titulaturen und Distinktionen rühren mag. Diese offizielle Anerkennung aber kann im eigentlichen Sinne für materielle Leistungen nicht erfolgen; denn unter allen Umständen müssen Ehrenzeichen und Würden dem immateriellen, rein geistigen und ethischen Verdienst vorbehalten bleiben, sonst würden sie den Schein der Käuflichkeit auf sich ziehen und rasch entwertet werden.

In diesem Sinne könnte man solche Länder glücklicher gestellt nennen, in welchen staatliche und fürstliche Anerkennungen nicht bestehen oder auf seltenste Fälle beschränkt sind. Vor allem dürfte man die Vereinigten Staaten als ein Land der Bürgertugend preisen, und vielleicht nicht zum wenigsten deswegen, weil dort die Opferwilligkeit mit keinem andern Verdienst in der Öffentlichkeit konkurriert und daher sich selbst ihr Maß und ihre Schätzung bestimmt. Tatsächlich stellen

amerikanische Schenkungen, Stiftungen und Vermächtnisse weit über den Rahmen der Kapitalansammlungen des Landes hinaus alles in Schatten, was die übrige Welt an Gemeinnützigkeit dieser Art kennt. Aber auch England, Holland, die Schweiz, selbst das moderne Griechenland sind uns in bürgerlicher Betätigung des Gemeinsinns überlegen.

II.

Diese allgemeinen Erwägungen müssen zu der Frage führen, ob bei dem hohen Stande intellektueller und ethischer Gesinnung, bei dem unvergleichlich aufstrebenden Volkswohlstand und Nationalvermögen, in Deutschland sich Institutionen schaffen lassen, die, auf dem Boden der Selbstverwaltung aufgebaut, bei der Erfüllung weittragender Aufgaben in Wissenschaft und Kunst dem Staate sich zur Seite stellen und dem Monarchen eine Handhabe zur Förderung des kulturellen Lebens der Nation bieten.

Zur Schaffung eines Organs dieser Art bedarf es nur des Willens des Monarchen; seine gegebene Form ist die einer staatlich anerkannten Gesellschaft, für deren Aufbau, sofern sie den höchsten Forderungen gerecht werden soll, folgende Grundsätze entscheidend sein dürften.

1. Die Ziele der Gesellschaft müssen sich auf das gesamte Gebiet der Künste und Wissenschaften erstrecken.

Nur auf einer so weiten Grundlage kann es gelingen, einen großen Teil der verfügbaren wirt-

schaftlichen Kräfte der Nation zu einem gemeinsamen Werk zusammenzufassen. Die Gesellschaft soll fördern und unterstützen, nicht forschen, entwerfen und ausführen. Sie hat die Aufgabe, die bestehenden und zu schaffenden Institutionen der Kunst und Wissenschaft zu ergänzen, nicht mit ihnen in Konkurrenz zu treten. Sie bleibt frei in der Verwendung ihrer Mittel und frei in der Auswahl ihrer Aufgaben; die Durchführung überläßt sie den berufenen Korporationen, Behörden, Künstlern und Gelehrten, wobei es ihr unbenommen bleibt, notwendig erscheinende Bedingungen an ihre Mitwirkung zu knüpfen. Auch wird sie die Ergebnisse ihres Wirkens den Mitgliedern und der Öffentlichkeit zugänglich machen und so erneutes Interesse und gesteigerte Anteilnahme erwecken.

2. Die Gesellschaft muß eine gegenüber allen öffentlichen Vereinen weit eximierte Stellung einnehmen.

Ja sie muß ein Mittelglied zwischen einer staatlichen Institution und einem Verein bilden. Diese Stellung kann der Gesellschaft gesichert werden durch die Protektion des Königs, die Mitgliedschaft der Ministerien, die Auswahl und Rechte ihrer Mitglieder und Verwaltungsorgane, durch ihre Verfassung und durch ihren Namen. Dieser Name sollte durch Würde und Kürze bei weiter Fassung des Sinnes Bedeutung erhalten; auf eine nähere Bezeichnung der Ziele könnte verzichtet werden, da bei dieser vereinzelt dastehenden Institution die Kenntnis ihres Wirkens sich in gleichem Maße verbreiten und einbürgern wird

wie etwa bei der Royal Society oder dem Institut de France. So dürfte als geeignetster Name vorgeschlagen werden: Königlich Preußische Gesellschaft.

3. Von einer übermäßigen Zentralisation in der Wirkungsweise der Gesellschaft ist abzuraten.

Wenn erhebliche Mittel aus allen Landesteilen herbeigezogen werden sollen, wenn ein Teil der Wohlhabenden des Landes der Gesellschaft die Bestimmung über Einkünfte überträgt, die bis dahin auch örtlichen Bedürfnissen zugute kamen, so sollte nicht der Vorwurf erhoben werden dürfen, man habe einzelne Distrikte zugunsten einer Zentralstelle bestehender Hilfsquellen beraubt. Es muß daher Sorge getragen werden, daß ein Teil der Einnahmen der Königlich Preußischen Gesellschaft für örtliche Erfordernisse von vornherein abgezweigt werde, wobei ein Einfluß auf die Verwendung dieser Teilbeträge immerhin der Zentralbehörde vorbehalten bleiben kann.

Im Sinne dieser Erwägung sollte davon abgesehen werden, von Anfang an die Königlich Preußische Gesellschaft zu einer Reichsinstitution auszudehnen. Wenn auch zu hoffen und zu erwarten steht, daß die Gesellschaft auch außerhalb des Königreichs Zustimmung, Anhänger und Unterstützung findet, so sollte in erster Linie der Grundsatz beachtet werden, daß die Pflege der Künste und Wissenschaften zu den schönsten Prärogativen des Landesfürsten gehört. Vor allem aber darf die notwendige Forderung einer gewissen Dezentralisation nicht zu weitgehenden Beschränkungen der

Verfügungsfreiheit der Zentralbehörde führen, wie dies der Fall sein würde, wenn verschiedene Staaten die Verwendung der Mittel zu kontrollieren beanspruchen.

4. Eine Institution, die große nationale Aufgaben erfüllen soll, muß ihre Wurzeln in die Tiefe der Nation erstrecken.

Wenn auch begüterte Staatsbürger zum Aufbau des Werkes berufen sind, so soll doch das Unternehmen einen möglichst weiten Kreis von Anhängern sich erwerben. Deshalb sollte außerhalb des Kreises der Donatoren, die durch erhebliche Zuwendungen für den Wirtschaftsbedarf der Gesellschaft aufkommen, einer unbeschränkten Zahl von angesehenen und bemittelten Persönlichkeiten der Beitritt als ordentlichen und außerordentlichen Mitgliedern freigestellt werden. Es sollte ferner im gleichen Sinne eines groß angelegten und nationalen Unternehmens so weit als tunlich dem Grundsatz der Selbstverwaltung Geltung verschafft werden. Es können lokale Behörden der Gesellschaft überwiegend aus Wahlen der Mitglieder hervorgehen; auch für einen Teil der Zentralbehörde können Wahlen bestimmend sein. Um indessen die Einheitlichkeit und Kontinuität der Führung zu wahren, sodann um das Ansehen der Gesellschaft zu erhöhen, muß die Bestätigung sämtlicher Mitglieder der Zentralbehörde, die Berufung eines größeren Teiles derselben und die Ernennung des Präsidiums Vorrecht des Königs bleiben.

III.

Auf der Grundlage der soeben niedergelegten Fundamentalsätze darf nunmehr der Aufbau der Königlich Preußischen Gesellschaft skizziert werden.

1. Die Mitglieder zerfallen in Ordentliche und Außerordentliche. Sie sind zu Ortsgruppen und Provinzverbänden vereinigt. Die Ordentlichen Mitglieder haben aktives und passives Wahlrecht für Ortsausschuß und Provinzausschuß. Die Ordentlichen Mitglieder verpflichten sich zu einem Jahresbeitrag von 100 M., die Außerordentlichen zu einem solchen von 50 M. Die ersteren erhalten das Recht, ein Abzeichen zu tragen.

2. Die Orts- und Provinzausschüsse vertreten die örtlichen und provinziellen Interessen der Gesellschaft; sie verwenden die ihnen überwiesenen Mittel und wählen aus ihrer Mitte einen Teil der Mitglieder des Senats. Orts- und Provinzausschüsse tagen unter Vorsitz eines Regierungsbeamten, sie können vom Senat durch Zuweisung von Mitgliedern ergänzt werden. Die Mitglieder der Provinzausschüsse führen den Titel Kurator der Königlich Preußischen Gesellschaft.

3. Der Senat besteht aus
   a) den von den Orts- und Provinzausschüssen erwählten und vom König bestätigten Mitgliedern,
   b) den von wissenschaftlichen und künstlerischen Korporationen, von Universitäten

und Akademien vorgeschlagenen und vom König bestätigten Mitgliedern,

c) den vom König bestätigten Donatoren,

d) den vom König ernannten Mitgliedern.

Der Senat verkörpert die Gesellschaft. Er beschließt über die Verwendung der Mittel der Gesellschaft, genehmigt die Rechnungslegung, ernennt eine wissenschaftliche, eine künstlerische und eine technische Kommission und wählt aus seiner Mitte die Hälfte der Mitglieder des Senatsausschusses. Die Mitglieder des Senats führen den Titel Senator der Königlich Preußischen Gesellschaft und erhalten Rang und Amtstracht.

4. Der Senatsausschuß besteht aus Senatoren, die zur Hälfte vom König ernannt, zur Hälfte vom Senat gewählt werden. Der Senatsausschuß führt die Geschäfte der Gesellschaft, bereitet die an den Senat gelangenden Anträge, sowie die Rechnungslegung vor und bedient sich der Mitwirkung der drei Kommissionen.

5. Das Präsidium wird vom König ernannt. Es besteht aus einem Präsidenten und fünf Präsidialmitgliedern, von denen je eines als Vizepräsident, Wissenschaftlicher Dezernent, Künstlerischer Dezernent, Geschäftsführer und Schatzmeister designiert ist. Das Präsidium leitet die Sitzungen des Senats, des Senatsausschusses und der Kommissionen. Es ist berechtigt, einen besoldeten Geschäftsführer, der nicht Mitglied der Gesellschaft zu sein braucht, zu bestellen.

6. Das Protektorat übt der König aus,

dem neben den erwähnten Prärogativen die Genehmigung aller größeren Zuwendungen sowie die Ernennung der Ehrenmitglieder und Ehrenpräsidenten vorbehalten bleibt.

IV.

Die Einkünfte der Gesellschaft setzen sich zusammen

a) aus den Beiträgen der Ordentlichen Mitglieder,

b) aus den Beiträgen der Außerordentlichen Mitglieder,

c) aus den Zuwendungen der Donatoren. Diese bestehen entweder
in einem Jahresbeitrag von mindestens 3000M. oder
in einem einmaligen Beitrag von mindestens 30 000 M.,

d) aus den Zuschüssen des Staates bzw. der Ministerien,

e) aus Stiftungen, Vermächtnissen und Zinsen.

Die Verteilung der Einkünfte geschieht wie folgt:

Aus den Einkünften unter a) und b) (Beiträge der Ordentlichen und Außerordentlichen Mitglieder) dürfen zunächst Orts- und Provinzausschüsse bis zu 5% für örtliche und provinzielle Verwaltungskosten zurückbehalten. Der Überschuß wird an die Senatskasse abgeführt.

Alle übrigen Einkünfte gelangen unmittelbar in die Kasse des Senats. Hier werden sie in der Weise alljährlich verteilt, daß 60% zur Verfügung des

Senats verbleiben, während 20% an die Ortsgruppen und 20% an die Provinzverbände überwiesen und im Verhältnis der Mitgliederzahlen aufgeteilt werden. Stiftungen, Vermächtnisse und Zinseingänge bleiben von dieser Verteilung ausgeschlossen und zur Verfügung des Senats.

I.

Seit Jahren hat kein neueres Buch mich so ergriffen und erfüllt, wie Francés botanisches Werk: das Leben der Pflanze.

Einen katalogisierenden Wissenszweig, der trokken und farblos, wie die armseligen Mumien seiner Herbarien, mir von der Schule her verleidet war, sah ich verwandelt in eine blühende und phantasievolle Wissenschaft. Die Pflanzen hatten Leben gewonnen; und nicht dies allein: sie gaben sich selbst ihre Formen und Gesetze, sie paßten sich an, schützten und verteidigten sich, wanderten, kämpften mit Verfolgern und Konkurrenten, schlossen Bündnisse mit Freunden und Feinden, luden sich Gäste und Hausfreunde, traten in Tausch- und Geschäftsbeziehungen. Aber noch mehr: die ganze organische Welt schloß sich mit ihren Arten und Formationen zu einer Einheit zusammen, die aus äußeren und inneren Gesetzen ein höchstes, alles beherrschendes Gleichgewicht normierte. So war, wie im Zeichen des Erdgeistes erschaut, aus organischem Leben das Kleid der Gottheit gewoben.

Daß bei dieser Betrachtung die Gesetze der Symbiose, der Assoziation der Organismen zu gemeinsamem Leben und wechselweiser Unterstützung den stärksten Eindruck machen mußten, ist nicht verwunderlich. Er hat dazu geführt, daß ich mich gezwungen sah, die symbiotische Vorstellung eine Zeitlang fortzuspinnen, und schließ-

lich dazu kam, in jedem höheren Organismus einen Vorgang dieser Art zu erblicken.

In diesem Zustande traf es sich, daß ich einem unserer bedeutendsten Fachgelehrten meine Zwangsvorstellung entwickeln konnte, daß manches dieser bildlichen Denkweise mit seinen Erfahrungen zu stimmen schien, und daß er mich bestärkte, den Gedankengang schriftlich festzulegen, was nicht ohne einige Beklommenheit geschah.

Denn als geschulter Physiker bin ich zu einer starken Abneigung gegen spekulative Hypothesen erzogen, als Techniker gegen laienhafte Eingriffe in wissenschaftliche Domänen stets bedenklich. Vielleicht liegt die Möglichkeit einer Entschuldigung im Begriffe des Theorems: indem ein solches eine Anschauungsweise bedeutet, die ihrer Bildlichkeit zufolge prüfbare Schlüsse und Gedankengänge herausfordert, welche vielleicht in ganz anderer Weise und an ganz anderer Stelle aus dem Labyrinth des Irrtums zutage führen.

II.

Man hat von höheren Organismen als von Zellenstaaten gesprochen, indem man, der physikalischen Auffassung gemäß, die organische Materie atomisierte, und jedem dieser untrennbaren Partikel ein Partialleben zuwies, aus deren Summierung sich das Gesamtleben des Geschöpfes ergab.

Auf der anderen Seite hat die bakteriologische Wissenschaft die Kenntnis massenhaft auftreten-

der einfacher aber selbständiger Organismen aufs höchste gesteigert, deren Auftreten auf nichtlebenden organischen Nährböden Spaltungen chemischer und mechanischer Art, auf lebenden Nährböden parasitäre, unter Umständen krankhafte Prozesse hervorruft.

Das Theorem, von dem ich spreche, stellt sich dar als eine Synthese dieser beiden Anschauungsweisen, von deren jeder es sich doch wesentlich unterscheidet.

Es erscheint mir nämlich denkbar, jeden höheren Organismus aufzufassen als eine Lebensgemeinschaft verschiedenartiger, in gegebenen Proportionen auftretender, selbständig lebender Organismen, die sich wechselseitig unterstützen, unter Umständen auch bekämpfen; die zum Teil an diese Symbiose gebunden sind, zum Teil aber auch unter anderen Assoziationen ein selbständiges Leben führen können. Auch Bakterien werden im Lebensverbande der Organismen wirksam sein — die Wurzelbakterien der Leguminosen legen hierfür Zeugnis ab — und somit nicht nur indifferente und schädliche, sondern in hohem Maße nützliche und notwendige Aufgaben erfüllen.

Aus den Einzel- und Gesamtinstinkten dieser Elementarorganismen würden diejenigen Lebensvorgänge sich erklären lassen, die den Charakter eines scheinbar sinn- und zweckbewußten Körperwillens tragen: die Anpassungsfähigkeiten der Organismen an physikalische Bedingungen, ihr individuelles Wachstum in zweckentsprechender Form und Richtung, die Überwindung von Störungen und Schädigungen, die Prozesse der Wund-

heilung; ja selbst gemeinhin die Vorgänge allgemeinster physiologischer Art, Stoffwechsel und Wachstum würden in neuem Lichte erscheinen.

Aus der Periodizität im Leben der Elementarorganismen wären herzuleiten die Periodizitäten des Pflanzen- und Tierlebens, wie man bereits heute die Periodizitäten von Krankheitserscheinungen aus den Lebenskreisläufen der Erreger herleitet. Auch die Gesetzmäßigkeiten in der Begrenzung des Individuallebens dürften aus der Summierung der Generationsfolgen im Elementarleben sich ergeben.

Endlich wäre die Lebenssymbiose als ein Gleichgewichtszustand teilweise entgegenstrebender Elemente aufzufassen, die sich hierdurch wechselseitig ihr Maß und ihre Begrenzung setzen. Die Annahme solcher Gleichgewichtszustände ließe hoffen, zum Verständnis der Frage zu gelangen, weshalb die Dimensionierung der Individuen verhältnismäßig konstant bleiben.

III.

Vergegenwärtigt man sich den Zustand der Symbiose, oder bildlich gesprochen, des Staates gemeinsam hausender selbständiger Individualorganismen, im Hinblick auf die Störungen, denen er unterworfen sein kann, so ergibt sich zunächst, daß der Normalzustand durch ein gegebenes Bevölkerungsverhältnis aller Bewohnerelemente definiert sein muß. Abgesehen von allgemeiner Übervölkerung und allgemeinem Bevölkerungsmangel — wie solche zum Beispiel bei

dauerndem Ernährungsmangel entstehen kann — müssen daher zwei Kategorien von Störungen typisch sein: einmal die Bevölkerungsverschiebung, die durch Eindringen feindlicher, parasitärer Elemente hervorgerufen wird, sodann die Verschiebung, die durch einseitige Vermehrung einer einzelnen Bevölkerungsschicht aus inneren Gründen erfolgt: etwa weil die Gegenkräfte der übrigen Elemente sich als unzulänglich erweisen.

Die erste Kategorie stellt sich uns unter dem Bilde der Infektionskrankheiten dar; ihre wissenschaftliche Erforschung und Behandlung ist grundsätzlich bekannt.

Die zweite Kategorie wäre dadurch erkennbar, daß sie jeder bakteriologischen Erforschung und Behandlung widerstände, und nur dann eine Heilung zuließe, wenn es gelänge, dem Organismus solche Hemmungsbedingungen organischer oder chemischer Natur zuzuführen, die das Überwuchern des stärkeren Elementarorganismus zum Stillstand brächten.

Hier hätte die pathologische Erfahrung einzusetzen, und zwar mit der Beantwortung der Frage, ob nach dem Stande der Wissenschaft auf die Existenz von Prozessen der zweiten Kategorie geschlossen werden kann. Ist dies der Fall, so wäre die Möglichkeit gegeben, daß aus der Erhebung des dargelegten Theorems zur Hypothese ein Nutzen für die Auffindung weiterer Forschungswege erwachsen könnte.

WERKE

VON

WALTHER RATHENAU

ZUR MECHANIK DES GEISTES

11. Auflage

DEUTSCHLANDS ROHSTOFFVERSORGUNG

39. Auflage

PROBLEME DER FRIEDENSWIRTSCHAFT

25. Auflage

VON KOMMENDEN DINGEN

69. Auflage

STREITSCHRIFT DES GLAUBENS

14. Auflage

VOM AKTIENWESEN

Eine geschäftliche Betrachtung

23. Auflage

DIE NEUE WIRTSCHAFT

54. Auflage

ZEITLICHES

25. Auflage

AN DEUTSCHLANDS JUGEND

20. Auflage

NACH DER FLUT

15. Auflage

DER KAISER

54. Auflage

DER NEUE STAAT

18. Auflage

KRITIK DER DREIFACHEN REVOLUTION
Apologie

14. Auflage

DIE NEUE GESELLSCHAFT

16. Auflage

WAS WIRD WERDEN

14. Auflage

DEMOKRATISCHE ENTWICKLUNG

8. Auflage

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig

484133

Rathenau, Walther
Zur Kritik der Zeit.

H
R2348z

DATE. | NAME OF BORROWER.

Apr 13 51 | Rev Fred Reinert

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET